

# Vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergang

*(Ein Zeitzeugenbericht über das Leben in der Colonia Dignidad.)*

von Friedhelm Bensch

verfasst: 2012, veröffentlicht: 2020

Zitation:

Friedhelm Bensch, Vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergang (2012), in: Colonia Dignidad Public History Forschungsblog (CDPHB), URL: [www.colonia-dignidad.com/zeitzeugefriedhelmbensch](http://www.colonia-dignidad.com/zeitzeugefriedhelmbensch) (2020).

Es war Sommer.

Ein richtiger Sommertag, wie man ihn sich nur wünschen kann. Sommer 1953 als ich geboren wurde, als zweites und letztes Kind. Mutter hatte das zweite Mal geheiratet und es war eine unglückliche Ehe. Ich hatte von diesem Unglück wenig mitbekommen. Vater konnte wunderbar erzählen und ich saß gerne auf seinem Schoß und hörte seinen Geschichten gespannt zu. Als ich sechs Jahre alt war, kam es zur Scheidung. Wenn Vater an die Tür klopfte sollten wir nicht aufmachen, wir sollten uns vor ihm verstecken. Das Ganze habe ich damals nicht verstanden, aber wir gehorchten unserer Mutter. Von Edmund, ihrem ersten Mann, sprach meine Mutter im Alter viel. Der Krieg hatte ihn verschlungen. Granatsplitter hatten ihn schwer verletzt. Dann hatte Typhus ihn befallen. Der Tod hat ihn von schweren Leiden erlöst. Den Verlust ihres ersten Mannes hat meine Mutter wohl nie überwunden. Auch Mutter hatte Schweres durchgemacht. Bei minus 40°C im Flüchtlingstreck mit dem Pferdewagen mit Planen-Verdeck über das zugefrorene Kurische Haff. Britische Jäger haben die Wehrlosen angegriffen. Mit Bord MG. Viele wurden getroffen, viele sind durch das beschädigte Eis eingebrochen. Mutter hat das Schreckliche überlebt. Aber die Kälte hat Spuren hinterlassen. Bis zu ihrem Tode hatte sie sehr an einer Rheumaerkrankung zu leiden. Irgendwo in Hannover hatte sie eine Mietwohnung bekommen. Als ich drei Jahre alt war zogen wir um. Nach Beienrode, gar nicht weit von der Zonengrenze.

Das Haus stand abgelegen, allein. Es war ein Neubau und gehörte dem Bruder meiner Mutter. Der nächste Nachbar wohnte ein paar hundert Meter weiter oberhalb, am Kalischacht. Die Mine war nicht mehr in Betrieb. Ab und zu sah man noch, dass der Fahrstuhl lief. Der Nachbar hieß „Mummer“. Er hatte keine Kinder. Manchen Sonntag fragte er unsere Eltern, ob er die Jungen mit seinem Auto mit auf Spazierfahrt nehmen dürfe. Er durfte, wir waren begeistert. Dann fuhren wir an die Zonengrenze. An der Stelle war die Autobahn mit einem Schlagbaum gesperrt. Es war ein Kontrollpunkt. Wir sahen den Sicherheitsstreifen mit seinen Anlagen und die Wachtürme. Bei dem Anblick wurde uns unheimlich. Aber beim nächsten Ausflug fuhren wir gerne wieder mit.

Eines Tages kam ein grüner PKW vor das Haus gefahren. Es war Paul Schäfer in Begleitung von Heinz, wenn ich mich richtig erinnere. Sie sprachen mit unseren Eltern. Es war wohl eine Einladung zum Jugendheim Heide, in die PSM (Private Sociale Mission). In den Sommerferien fuhr ich mit meinem Onkel nach Heide. Anfangs war es ganz schön. Je mehr es dem Ende der Ferien zu ging, desto mehr sehnte ich mich nach Hause. Es war zu streng, ich fühlte mich dort nicht wohl. Meine Mutter jedoch war fasziniert von den Gottesdiensten mit Paul Schäfer.

Im Jahr 1961 hieß es, wir wandern aus nach Chile. Was aber war der Anlass zu solch einer Entscheidung? Die politische Lage in Deutschland war angespannt. Die Berliner Mauer wurde gebaut. Russische und amerikanische Panzer standen sich gegenüber. Ein Kräftemessen. Wieder Krieg? Mutter hatte beide Weltkriege überlebt. Sie war 1910 geboren. Keinen dritten Krieg mehr. Es gab noch einen zweiten Grund. Ein schweres Erdbeben hatte 1960 in Chile viele Opfer hinterlassen. Da wollte man helfen, besonders den Waisenkindern. Die schweren Fehltritte des Leiters Paul Schäfer waren zu der Zeit den Familien nicht bekannt. Mutter blieb noch ein Jahr in Deutschland. Mit 30 Kindern und 8 Erwachsenen ging es auf große Fahrt. Mit der Bahn über die Alpen nach Italien, nach Genua. Mit dem Schiff Marco Polo über den Ozean nach Südamerika, nach Chile. Fünf lange Wochen auf hoher See.

Von der Reise kann ich mich an ein besonders herausragendes Ereignis erinnern. Das Schiff sollte den Panamakanal durchfahren. Es war um die Mittagszeit. Die Erwachsenen nötigten uns, Mittagsschlaf zu halten. Wie kann man nur bei solch einem Ereignis erlebnishungrige Jungen einschließen und Mittagsschlaf anordnen? Wir machten Theater, wir bettelten. Es half nichts. Tür zu, Schlüssel rum, Ende. Wir griffen zum letzten Mittel. Eigentlich war es nicht erlaubt, die in den Zimmern angebrachten Alarmklingeln zu betätigen. Es waren Alarmklingeln, und nur für Alarm. Für uns gab es keine andere Lösung. Wir klingelten Alarm. Die Wirkung blieb nicht aus. Kaum das wir den roten Knopf gedrückt hatten, wurde es auf den Gängen vor den Schlafzimmern lebendig. Man hörte Schritte heran hasten. Von außen wurde der Schlüssel ins Schlüsselloch gesteckt, Schlüssel rum. Die Tür sprang auf. Einer der Besatzung steckte den Kopf durch die halb geöffnete Tür. Ein Redeschwall auf italienisch in den buntesten Tönen, Tür zu, Schlüssel rum und Ruhe. Was würde werden? Hatten wir unsere Chance verspielt? Nach etwa 15 Minuten kam einer der Erwachsenen und machte uns auf. Also hatte die Klingel doch ihre Wirkung. Wir durften nach oben. Welch ein Schauspiel hatte uns da erwartet. Das Schiff wurde gerade in die erste Schleuse geschleppt. Ein tolles Erlebnis. Dann durch den Kanal. Den Schleusenvorgang zurück, wieder ins offene Meer, vom Atlantik in den Pazifik. Das war einzigartig und sollte sich in unserem Leben nie wiederholen. Welch eine Auffassung, Jungen in unserem Alter bei solch einem Ereignis in den Mittagsschlaf zu schicken? Die Fahrt ging vom Sommer in den Winter. Der Pazifik zeigte sich deutlich rauer als der Atlantik. Es vergingen noch einige Tage, bis wir in den chilenischen Hafen Valparaíso einliefen.

Vom Hafen in unsere neue Heimat, ins Fundo El Lavadero fuhren wir nicht in einem bequemen Reisebus. So komfortabel war man damals noch nicht. Wir fuhren auf einem Kleinlastwagen, einem

Opel Blitz mit Planen-Verdeck. Für den Transport waren Bänke aufgestellt und Wolldecken bereitgelegt. Die Fahrt dauerte etwa 8 Stunden. Immerhin waren es um 400 Km, die wir noch zurücklegen mussten, bis wir unsere neue Heimat erreichten. Und dann waren wir da. Welch ein Anblick. Reif lag auf den Feldern ringsumher, die Anden bis tief hinunter dick beschneit. Wir kamen aus dem Sommer in den Winter. Wir zitterten, es war kalt. Bei unserer Ankunft gab es noch kein Empfangsfest; das gab es erst viel später, wenn neue Einwanderer aus Deutschland rüberkamen. Nachdem wir uns ein wenig vertreten hatten, erst mal den Opel-LKW abladen. Bänke runter, Decken ausschlagen und zusammenlegen. Zum Mittag gab es Möhreintopf und trocken Brot. Wir waren angekommen, das Alltagsleben begann. Die ersten Tage verbrachten wir damit, die Umgebung kennenzulernen – und wir hatten viel kennenzulernen. Es wurde gebaut. Ein großer Saal, 20 Meter lang, 10 Meter breit. Ein Versammlungsraum für Gespräche, gemeinsame Essen und für Feierlichkeiten. Ein Vorraum, ganz wichtig, wo man im Winter seine nassen Sachen abhängen konnte. Im Winter regnete es heftig. Drei Wochen ohne Unterbrechung und stundenlang konnte es in dieser Zeit Bindfäden regnen. Im Anschluss die Küche mit großem Herd, der mit Holz beheizt wurde. Der Küche schloss sich ein Kesselraum an. Zwei große 300 l Kessel ebenfalls Holz beheizt. Der Raum nannte sich Schälküche, weil die älteren Frauen dort Gemüse putzten und Kartoffeln schälten. Und dann die überdachte Terrasse. Es war ein Mehrzweckraum. Dort wurde Geschirr gespült, in einem Holz beheiztem Kupferkessel Hundefutter gekocht; auch Sirup, von den ersten selbst geernteten Zuckerrüben, zuletzt noch Wasser warmgehalten, als Waschwasser für die Jungs, zumindest im Winter.

Rechts daneben war die Brotkammer, wo das Brot aus der Bäckerei angeliefert, aufgeschnitten, bestrichen und belegt wurde, für alle Bewohner des Fundos El Lavadero. Fundo El Lavadero hieß das Landgut, in dem sich die deutschen Einwanderer der PSM (Private Sociale Mission) im Jahr 1961 niederließen. Im Anschluss noch zwei kleine Büroräume, in denen man den ganzen Papierkrieg erledigte. Die Unterkunft für die Nacht nannte sich Kinderhaus. Ein Holzhaus mit zwei Etagen, ein umgebautes, erweitertes Haus der italienischen Siedler, von denen es mehrere in der Gegend gab. In den ersten 2-3 Jahren schliefen wir auf Strohsäcken, die auf dem Fußboden lagen. Ein Strohsack am anderen, in einem Raum von 30 m<sup>2</sup> mit 20 Kindern, war das recht eng. Es war eben die Anfangszeit. Es heißt über Auswanderer und Neusiedler doch so schön: den ersten der Tod, den zweiten die Not, den dritten das Brot. Brot gab es eigentlich immer, bis auf wenige Ausnahmen. Wenn die Ernte des Vorjahres schlecht ausgefallen war und die neue Ernte noch nicht eingebracht werden konnte, weil das Korn noch einige Wochen reifen musste. Dann gab es zum Frühstück eben Grießsuppe mit Bratkartoffeln. Und dann gab es noch das Problem mit der Elektrizität. Staatliche

Freileitungen gab es noch nicht. Stattdessen erzeugte man den Strom mit Aggregaten. Da die Spritkosten aber eine erhebliche Belastung der gemeinsamen Kasse waren, gab es Einschränkungen für den Gebrauch der Aggregate. Also bediente man sich abends und nachts für die Beleuchtung mit Petroleumlampen oder einer weit besseren Variante, einer Petromax-Lampe.

So wurde es Abend und Morgen und jeder Tag brachte neue Überraschungen. Unsere erste Beschäftigung war der Bau eines Kanals, der den Kuh- und Pferdestall mit Wasser versorgen sollte. Alles Handarbeit. Es musste Erde aufgefüllt werden, weil die Strecke zu hoch lag. Das erledigten wir mit Schaufeln und Schubkarre. Als nächstes lag an, die Abwasserkanäle zu schaufeln, die ein Seilbagger mit 28 PS vom Typ Fuchs ausgehoben hatte und auf dessen Sohle Betonrohre verlegt waren. Das Abwassersystem sollte das Anfangs beschriebene Wirtschaftsgebäude von Abwässern entsorgen. Das für diese Arbeit zur Verfügung stehende Werkzeug waren meist Schaufeln, die soweit abgenutzt waren, dass sich das Blech bei der Arbeit verbog und die Schaufel sich auf dem Stiel drehte. Für Jungen von 10, 12, 15 Jahren gar nicht so einfach, diese Aufgabe zu bewältigen und schon gar nicht, wenn Regen das Material zu Matsch verwandelt hatte. Welch ein Trost, dass es mit der untergehenden Sonne dunkel wurde. Es gab immer etwas zu tun. Im ersten Jahr fiel die Schule in unserer neuen Heimat noch aus. Der Ausdruck, Land urbar machen, Neuland gewinnen, löste in uns Kindern mehr als Unbehagen aus. Wenn es hieß, wir fahren raus, um Wurzeln und Steine zu sammeln, dann fielen die Augenlider runter und auch die Mundwinkel verzogen sich nach unten. Den ganzen Tag immer wieder und wieder bücken bei stechender Sommerhitze, und wenn man gerade erst 9 Jahre alt ist, da kann man schon verzagen. Es hieß, es geht aufs Kartoffelfeld. Der Acker wurde später Steinacker genannt und musste erst mal landwirtschaftlich nutzbar gemacht werden. Das Stück Land lag nahe am Fluss war schon an der Oberfläche von Steinen übersät, darüber wucherten Brombeersträucher und allerlei niederes und höheres Gehölz. Alle, die nicht durch irgendeinen Dienst an ihrer Arbeitsstelle gehalten waren, rückten an, um dieses Stück Land nutzbar zu machen. Mit Kettensägen, Rundsägen, Buschmessern und Äxten wurde erst einmal alles flachgelegt, was wuchs. Das flachliegende Strauchwerk und Dornenzeug wurden dann mit Haken, Forken oder von Hand auf große Haufen gezogen und geworfen. Diese Haufen wurden dann angezündet, dass sich der Rauch senkrecht in den Himmel hob. Wenn aber der Wind ungünstig stand, drückte er den Rauch zu Boden, sodass er uns Tränen in die Augen schießen ließ oder einen Hustenreiz hervorrief. Harte Arbeit, aber es ging vorwärts. Dann ging es an die Steine. Es waren so viele, dass mehrere 100 Meter lange Wälle entstanden.

Wir packten die Steine in die Steingabel eines 40 PS Traktors oder in den Kübel einer 65 PS starken Deutz-Raupe. Diese beiden Maschinen schütteten so diese 100 Meter langen Wälle auf. War die

Oberfläche sauber, riss die Raupe den Boden mit dem Heckaufreißer durch. Der Boden war wieder übersät mit Steinen. Bücken, rauf runter, tausende Male am Tag. Die Steine in den Kübel, die Kübel auf den Wall. Waren wir am Ende vom Acker angekommen, ging es wieder von vorne los. Diese Prozedur wurde so 5,6-mal wiederholt. Darüber vergingen Wochen. Wir Jungen sammelten nicht nur kleine Steine. Wir vergriffen uns auch gerne an solchen, die wir kaum anzuheben schafften. Da geschah mein erster unangenehmer, übler Zwischenfall. Ich hebe einen schweren Stein in den Raupenkübel, ein Zweiter kommt mir direkt hinterher und quetsche mir den Mittelfinger. Ich schreie, weine und klage. Jemand wickelt mir einen Lappen um den Finger und schickt mich an den Bach. Da kühlst du erst mal deinen Finger. Ich komme zurück, immer noch weinend, noch immer Tränen in den Augen. Plötzlich entdecke ich Heinz. Er kommt auf mich zu und befiehlt mir: „Mitkommen!“ Mit vier anderen Jungen gehen wir in Richtung Gebüsch. Jeder bekommt mit einem frisch gepflückten, grünen Stock eine Tracht Prügel, dazu eine Strafpredigt. Mir sagt Heinz; weil du nur mit einer Hand arbeitest, bewegst du dich ab jetzt nur noch im Laufschrift. Ein Kind, gerade 9 Jahre alt, aus dem Familienleben gerissen, wie kann ein Kind damit fertig werden?

Nach ein paar Tagen war der Finger blau und grün, vereitert, und der Nagel löste sich. Auf diesem neu gewonnenen Land standen einmal Kartoffeln, danach Steckrüben. Das Land war und blieb zu steinig, man ließ es brach liegen. Die Zeit ging schleichend dahin. Wir Kinder hatten kaum Zeit zum Spielen. Spielzeug gab es nicht. Wir mussten selber erfinderisch sein und uns etwas basteln aus irgendwelchen Resten, Holzklötzen, Stielen, Band oder Draht. Es wurde Frühling. Die Sonne stieg steiler in den Himmel. Es wurde warm, ja heiß.

Der Frühling ist die schönste Jahreszeit. Alles wird grün. Kräuter, Blumen, Sträucher, Bäume, sie alle beginnen zu blühen. Das Tal ist erfüllt von ihrem Duft. Das Summen der Bienen mischt sich unter den Gesang der vielen Vögel. Doch Honig sammeln sie uns noch nicht. Sie bringen den Pollen und Nektar einem anderen Herrn. Auch die Brombeerhecken blühen, die Hagebuttensträucher. Es braucht noch einige Zeit, bis sie Frucht tragen. Es wird gebaut, das Gästehaus. Das Schnurgerüst steht. Die Schächte für die Fundamente werden ausgehoben. Um Beton zu sparen wird Packlager gelegt. Das ist unsere Aufgabe. Flussteine gibt es genug. Ein Lastzug mit Brettern kommt. Es sind meist Deckbretter mit viel Schwarte oder Rinde. Wir gehen zum Abladen. Die Bretter werden parallel geschnitten und auf Maß. Sie werden zu Dachbindern verarbeitet. Die Binder werden genagelt. Die dafür benötigten Nägel müssen noch gerade geklopft werden. In der Schreinerei steht ein 200 l Fass mit krummen Nägeln, die aus entnagelter Schalung stammen. Tagelang sitzen wir an langen Balken und klopfen Nägel gerade. Siegmund findet unter den krummen Nägeln eine Patrone.

Es ist ein Kleinkaliber. Siegmars reizt es mit dem Hammer drauf zu schlagen. Die einen warnen, es ist zu gefährlich. Die anderen entgegnen, Quatsch, was soll schon passieren? Siegmars schlägt drauf. Es knallt. Gut gegangen, keiner verletzt. Es gibt ein Nachspiel. Alle, die dabei waren, müssen sich am Abend verantworten. Es bleibt bei einer Verwarnung. Ein Lastzug Ziegelsteine kommt. Wir gehen abladen. Es sind handgefertigte Steine im Feldbrand gebrannt. Wir dürfen am Bau mithelfen. Wir sieben Sand für Dachpfannen. Ein Durchgang sind 1200 Pfannen. Es ist eine Art Strangpresse, bei der der Mörtel auf eine Gussform aufgewalzt wird. Die frischen Dachpfannen werden in Trockenregale geschoben. Jedes Regal fasst 100 Pfannen. Wir bilden eine Kette und reichen die Pfannen weiter bis zu den Regalen. Für die weiter entfernten Regale ist die Kette zu kurz. Dachpfanne nehmen, ein paar Schritte laufen, an den nächsten weitergeben. 1200 Mal. Mir wird von der Drehbewegung schwindlig. Ich freue mich, wenn an der Maschine eine Panne auftritt. Zeit zum Entspannen und Luft schnappen. Für die Erwachsenen sind Pannen ärgerlich, weil sie einen Zeitverlust darstellen. Wie lange dauert es noch, bis ich erwachsen bin?

Nach einer Woche werden die Dachpfannen ausgeschalt. Für Kinder eine langweilige Arbeit. Mein Magen ist verstimmt, Durchfall. Ich habe es eilig und laufe zur nächsten Toilette. Ein Plums klosett, 150 Meter weiter bei den Ställen im Gebüsch. Besetzt. Ich trample von einem Fuß auf den anderen, das Warten dauert zu lange. Ich hocke mich ins Gebüsch. Trotzdem ging schon was schief. Ich schäme mich und versuche, wie die Toilette frei wird, die Sache zu bereinigen. Wieder im Betonwerk, bei den Dachpfannen angekommen, werde ich zur Rede gestellt, wo ich so lange geblieben wäre. Peinliche Situation. Ich erfinde eine Geschichte, was mir dazwischengekommen sei. Die Geschichte erscheint unglaubwürdig. Kurze Zeit später kommt Kurt und heißt mich mitkommen. Wir gehen zum Weizenhaus. Ein Einfamilienhaus der italienischen Siedler, das zum Lagern von Getreide benutzt wird. Der Raum, den wir betreten ist halb voll Weizen. In der Ecke steht ein Besen. Kurt löst den Besen vom Stiel und heißt mich bücken. --"Finger auf die Fußspitzen!"-- Die ersten Schläge prasseln auf mein Hinterteil. Ich schnelle hoch. Kurt: --"Hat jemand was von hochkommen gesagt? Finger auf die Zehenspitzen!"-- Er schlägt weiter. Ich schnelle wieder hoch. Kurt: --"Warum kriegst du sie?"-- „Ich weiß nicht.“-- Kurt: "Finger auf die Zehenspitzen." -- So geht es etwa 5 Minuten. Dann Kurt: "Warum hast du gelogen?" Ich erzähle ihm meine Situation. Kurt: "Runter!"-- noch mal Schläge. Dann sagt er: „Im Laufschrift zu den Anderen! Geht das nicht schneller?" Zurück, „was machst du für ein Gesicht? Vernünftiges Gesicht machen! Laufschrift marsch!" Kurt ist ein Meister, bei solchen Gelegenheiten ein Theater aufzuziehen. Die Landwirtschaft ist noch schlecht mit Maschinen ausgestattet. Die Mais-Saat muss ausgebracht werden. Das Feld ist vorbereitet. Die Traktoren haben gepflügt und die Scheibenegge hat alles glattgezogen. Mit Pferden wird ein

Ackergerät gezogen, das immer vier Furchen auf einmal zieht. In diese Furchen legen wir die Mais-Saat. Jeder bekommt eine Konservendose voll Maiskörner, und los geht's. Kornabstand ein Fuß. Anschließend werden die Furchen mit der Egge zu geschleppt. Wir hoffen auf Regen. Wenn der Regen nicht vom Himmel kommt, wird mit der Perrotanlage beregnet. Das bedeutet Rohre verlegen. Für uns Kinder ist der Acker unendlich lang, und das drei Zoll Rohr, das wir zu zweit tragen, drückt immer mehr auf der Schulter. Die großen nehmen gleich zwei Rohre. Wie sie das nur schaffen.? Auch die schon aufgegangenen grünen Bohnen brauchen Wasser. Sie stehen auf dem Gärtnerland am Pedrohaus-Acker. Die Rohre werden auf zwei Kleinlastwagen geladen. Wir sind fertig zum Abfahren. Ich habe meine Sackschürze verlegt, die ich schön zusammengefaltet beim Rohre tragen auf die Schulter lege, damit das Rohr nicht so drückt. Ich suche überall, wo ich sie möglicherweise hingelegt haben könnte -- Zeit vergeht. -- Inzwischen ist einer der LKWs abgefahren. Der zweite fährt noch zum Tanken, das weiß ich aber nicht. Ich komme in Panik. Alle sind weg. Es ist uns verboten alleine unterwegs zu sein. Trotzdem, was machen? ich laufe los.

Der Weg geht in Richtung Pastogrenze, am Krankenhaus vorbei und direkt an der Stelle, wo das neue Krankenhaus gebaut werden soll. Benannt kurz „Neukra.“ Mit der Raupe wurde schon einmal an der Stelle ein Weg durch das Gebüsch geschoben. Dabei wurde auch ein Baum umgedrückt, sodass die Wurzeln, an denen ein dicker Ballen Erde haftete, etwa ein Meter aus der Erde ragte. Als ich auf der Höhe dieses Gebiets war, höre ich einen Traktor kommen. Instinktiv springe ich ins Gebüsch und verstecke mich hinter dem Stubben des umgedrückten Baumes. Der Herzschlag rast und mein Atem geht schnell.

Der Trecker kommt näher, wird langsamer und zu meinem Schrecken hält er an. Der Fahrer heißt Gerhard und seine Gestalt wirkt mächtig und Angst einflößend. Er brüllt: Hey, wer ist da? Kurze Pause. Dann erschüttert mich diese Stimme erneut. - ich habe dich genau gesehen. Geduckt schleiche ich mich weg und laufe zurück. Bei den Werkstätten treffe ich den zweiten LKW mit Rohren. Ich steige auf und wir fahren los. Als wir am Krankenhaus vorbeifahren, steht der Traktor immer noch an der gleichen Stelle. Gerhard hält uns mit dem LKW an und schildert was er gesehen hat. Er entscheidet: Alle absteigen und suchen! Er macht eine Personenbeschreibung und sagt zum Schluss, der Junge hatte ein blaues Hemd an. Mein Gesicht wird heiß. Ich habe eine blaue Strickjacke an. Hinter dem LKW fühle ich mich allein, streife die Jacke runter, lege die Jacke ins Führerhaus des LKWs und suche mit. Wird es gut gehen? Jemand muss mich beobachtet haben. Nach einigen Minuten wird die Suche abgebrochen. Alle versammeln sich um Gerhard. Erste Frage an mich:

Warum hast du die Jacke ausgezogen? Komm näher, du bist gesehen worden. Also --- warum? Total eingeschüchtert schweige ich erst mal.

Von allen Seiten werde ich mit Fauststößen hin und her geschubst. An der Heftigkeit der Faustschläge spüre ich ihren Ärger. Ich stammle aus Angst. Gerhard schlägt mich ins Gesicht, dass ich zu taumeln beginne. Meine Nase blutet, die Lippe ist aufgeplatzt.

Gerhard sagt: Heute Abend im gleichen Kreis wird die Sache zu Ende gebracht. Aufsitzen, weiterfahren! Es bestand die Anordnung, dass jeder, der geschlagen wurde, das innerhalb weniger Stunden Paul Schäfer melden musste. Ich musste damit rechnen, bei der Verhandlung am Abend eine Tracht Prügel zu bekommen. Das Melden sollte aber eine Maßnahme sein, dass niemand mehrfach für eine Sache bestraft würde.

An jenem Abend steht kein Mond am Himmel, zusätzlich ist es bewölkt. Ideales Wetter, um Kaninchen zu jagen. Einige von den größeren Jungen, ein Fahrer, zwei Hunde und Paul Schäfer fahren los. Beim Kaninchen jagen wird das Licht des Fahrzeugs ausgeschaltet und mit beweglichen Suchern das Feld abgeleuchtet. Für den Fahrer äußerst anstrengend, die nötige Sicht voraus zu bekommen. Bei hochgewachsenem Gras übersieht der Fahrer leicht Erdwälle oder Gräben. Beim Verfolgen eines Hasen mit 60 km/h springt das Fahrzeug stark, wenn es die getrocknete Fahrspur überfährt, die ein Traktor bei vom Regen durchweichten Boden hinterlassen hat.

So passierte es durch diese Umstände, dass der Schuss eines Kleinkaliber-Gewehrs ungewollt losgeht und Paul Schäfer durch einen Bauchschuss verletzt wurde. Er wurde in ein Notfallkrankenhaus in die Hauptstadt verlegt. Dort lag er mehrere Wochen. Die Verhandlung und ein weiteres Strafmaß an jenem Abend blieben aus. Ich atmete auf.

Nach 2 Monaten kam Paul Schäfer wieder nach Hause. Man hatte mit unserer Jungengruppe ein Lied eingeübt, das wir bei seiner Rückkehr singen sollten. Als es soweit war, wurden wir rüber geschickt in sein Krankenzimmer. Bei soviel Jungen, wir waren zusammen etwa 30, wurde es sehr eng. Ich hatte immer noch Angst und verdrückte mich in der hinteren Ecke. Es ging gut, niemand hatte etwas gesagt. Man sollte Kindern niemals solche Drohungen aussprechen. Angst verstört einen jungen Menschen für lange Zeit.

Paul Schäfer bekam eine innere Infektion. Er wurde erneut für mehrere Monate ins Krankenhaus nach Santiago zurückverlegt. Es stand sehr schlimm um ihn. In dieser Zeit haben die Erwachsenen sehr intensiv für ihn gebetet. Er gesundete wieder und hat es überlebt. Später dachte ich manchmal, hätte er es nur nicht überlebt, es wäre uns besser gegangen. Wer weiß es? Der Mensch denkt, Gott aber lenkt. Solche Gedanken kommen. Ich verdränge den Gedanken. Das Leben geht weiter. Das

alte Jahr vergeht, das Neue kommt. Frühling, Sommer, Herbst und Winter nehmen ihren Lauf. Die Aggregate, die den Strom erzeugen, fressen viel Sprit. Der Turbinenkanal wird gebaut. Fuchsbagger und Deutzraupe wühlen sich durch den festen, steinigen Grund. Die beiden Maschinen wirken wie Spielzeuge, gegen den Maschinenpark, der viel später auf dem Hof stehen wird. Die Bauleute, die am Bau des Kanals beteiligt sind, haben von solch einem Projekt keine Ahnung. Es wird drauf los gewirtschaftet. Das soll später schwere Folgen haben. Bei Hochwasser bricht der Damm und überflutet einen Teil des Hühnerstalls. Das richtige Dammbauen lernen wir viele Jahre später, wo wir am Damm und Kanalbau von der Talsperre in Colbún beteiligt sind.

Der Einlauf muss tiefer gelegt, ein Kanal ausgehoben werden. Der Teil, wo das Turbinenhaus stehen wird, muss aufgefüllt werden. So wird das Material, das ausgebaggert wird, dort wo es fehlt aufgefüllt. Lastwagen an Lastwagen, Haufen an Haufen. Diese aufgeschütteten Haufen werden grob mit der Raupe planiert. Nicht befestigt, nicht kompaktiert. Über die groben Steine und den Kies kommt eine etwa 30 cm dicke Schicht Lehm. Der Lehm wird mit dem Wacker kompaktiert. Aber das bringt es nicht. Mit der Zeit führt der Fluss auch Leben mit. Fische und Kamerone. Die Kamerone durchbohren den Lehm und dann beginnt das Wasser zu spülen. Bis das Loch immer größer wird, um dann irgendwann nachts bei Regen und Sturm zu brechen. Aber einige Jahre hält der Damm. Es gibt Strom von Wasserkraft.

Zur Regulierung der Wassermenge, die über den Einlauf in den Kanal fließt, wird ein doppelter Schieber, also zwei nebeneinander, eingebaut. In die Eisenkonstruktion werden schwere Hartholzbohlen geklemmt und verschraubt. Das Imprägnieren und Streichen dieses Holzes organisiert Paul S. ganz spontan. Wir rücken mit der ganzen Gruppe Jungs an. Gestrichen wird mit Holzteer, der mit der Destillerie selbst gewonnen wurde. Mit groben Pinseln wird der intensiv stinkende schwarze Teer von vier Anstreichern gleichzeitig aufgetragen. Alle zehn Minuten ist Wechsel. Zack -zack, die nächsten vier. Ich komme nicht mehr dran. Als Zuschauer standen wir zu dicht, mein Hemd hat Teerspritzer abbekommen.

Es ist Wochenende. Am Samstagabend ist Zeug tauschen. Es gibt neue Wäsche. Das ist immer eine besondere Zeremonie. Es wird ein Gestell aus Holz aufgebaut, in das die Wäschesäcke, jeder an vier Nägeln, eingehängt werden. Für jedes Wäscheteil ein Sack. Zwei Damen aus der Nähstube nehmen die Wäsche entgegen.

Das läuft so ab. Wir, die Jungs, stehen nach dem Duschen nur in Turnhose mit unserem Bündel schmutziger Wäsche unter dem Arm in langer Reihe und warten, bis wir dran sind. Die Damen stehen hinter dem Ständer. Man sagt laut, welches Wäscheteil man in den dafür vorgesehenen Sack

wirft. Arbeitshose, Arbeitsjacke, Pullover, Oberhemd, Unterwäsche, Taschentuch, Strümpfe, manchmal auch Feierabendhemd. Das ist eigentlich eine sichere Sache, dass jeder alles abgegeben hat. Und doch kommt es vor, dass ein Teil fehlt und die beiden Damen es nicht bemerkt haben. Wer ein Teil verloren hat, bekommt es nicht neu. Erst wenn man es gefunden hat und vorzeigt.

Sonntagmittag gemeinsames Essen. Der Vorstand liest drei Verse aus der Bibel und sagt einige auslegende Worte zu dem Text. Dann ein gemeinsames Lied. „Geh aus, mein Herz, und suche Freud“. Der älteste des Vorstandes spricht ein Dankgebet. So ist es Brauch. Dann wird das Essen aufgetragen.

Für nach dem Essen hat der Vorstand einige gesellige Vortragsstücke organisiert. Dr. Gerd Seewald hält den politischen Vortrag der besonderen Geschehnisse und Ereignisse der vergangenen Woche. Er ist Dr. der Philologie und der spanischen Sprache mächtig. Auch das ist ein eingebürgerter Brauch. Dann erhebt Paul Schäfer die Stimme. Dieses Mal kam Post aus Deutschland. Und, man hatte ein Hemd auf das Podest gelegt, auf dem sein Sessel stand. Dieses Hemd hebt er jetzt hoch und fragt, wer am heiligen Sonntag mit einem schmutzigen Gelumpe sein Podest schändet. Tante Lotte meldet sich: Das Hemd hätte einer der schlampigen Jungs auf der Schäl-Terrasse liegen lassen. Paul Schäfer fragt: „Und, wer ist der Besitzer dieses nach Schweiß duftenden guten Stücks?“ Niemand meldet sich. Paul Schäfer hat die Lösung: „Jeder bringt aus der schmutzigen Wäsche sein Hemd, dann werden wir es wissen. So lief die Sache. Alle brachten ihr Hemd. Für mich war keins mehr übrig. Alle präsentieren freudestrahlend ihr Hemd. Mir wird es heiß und kalt. Ich ahne, was mir bevorsteht. Paul Schäfer an mich gewandt: „Da haben wir's, Du wusstest es von Anfang an! Wie bist du eigentlich an das neue Hemd gekommen?“

Vor Angst bin ich wie hypnotisiert und schweige. Paul Schäfer: „Der führt uns noch weiter an der Nase herum.“, jetzt an die anderen gewandt: „Nehmt ihr euch mal seiner liebevoll an.“ Dann geht es in den Keller. Das Spektakel mit dem Hemd suchen war allen lästig und ärgerlich. Sie sind außer sich, man kann auch sagen wutentbrannt. In dieser Verfassung geht es über mich her. Sie bilden einen Kreis um mich, soweit die Räumlichkeit es erlaubt. Einer packt mich am Kragen, würgt mich und sagt: „Und jetzt die Wahrheit, und nur die Wahrheit, sonst schlagen wir dich windelweich.- - Du wusstest von Anfang an, dass es dein Hemd ist.“

„Nein“ - - Faustschläge von allen Seiten; von den im Kreis stehenden werde ich hin und her geschubst. Schon ist ein Knüppel zur Hand. Man heißt mich bücken. Einer packt mich an den Haaren und hält mich gebückt. Die Schläge treffen überall. Rücken, Hinterteil, Unterarme, auch die Hände, wenn ich sie schützend vorhalte. Kurze Unterbrechung. „Du hast von Anfang an gewusst, dass es

dein Hemd ist, willst Du uns noch weiter zum Narren halten?“ Ich sage: „Ich habe nicht mit Holzteer gestrichen, das Hemd hat Teerflecken, ich habe es nicht als meines erkannt. Raunen der Peiniger. „Der zieht uns mit der Nase durch den Dreck.“ Wieder werde ich an den Haaren in gebückte Stellung gezerzt und schon prasseln die Schläge wieder überall. Pause - - ich werde am Kragen gewürgt und angebrüllt. „Wenn nicht gleich die Wahrheit kommt, gehst du die Wände hoch. Die Frauen, die die Wäsche entgegengenommen haben, hast du auch betrogen.“ Ich stammele: „Ich habe nicht bemerkt, dass mir das Hemd fehlte.“ Wieder schubsen, boxen, Faustschläge rings aus dem Kreis mit den begleitenden Drohungen. Wir werden die Wahrheit aus dir raus prügeln, Lügner, Heuchler, Betrüger. Wir werden dir zeigen, wer den längeren Atem hat.

Weiter geht es mit dem Stock, bis mein Körper Striemen an Striemen aufweist. In meiner Verzweiflung schreie ich: „Herr Jesus, errette mich vor meinen Peinigern, du weißt, dass ich die Wahrheit sage.“ - - Es wird still um mich. Paul S. kommt leise zur Tür rein. Er sagt: „Aufhören, alle raus hier!“. Da habe ich zum ersten Mal direkt erfahren, das Jesus Gebet erhört und rettet. Welch eine starke Erfahrung, welch eine Errettung.

Im Keller war es nur mäßig hell. Es brannte eine schwache Glühbirne. Draußen blendet die grelle Sonne. Fast im Zenit steht ihr glühender Feuerball. In der Ferne leuchten die noch schneebedeckten Bergspitzen. Wie wohl würde es tun, jetzt in ihrer Nähe zu sein, um sich kühlend darauf niederzulassen. Hoch in der Luft krächzt ein Falke; eine Amsel singt im Baumwipfel. Sie haben es gut! - - Niemand tut ihnen etwas zu leide.

Mein erstes Gebet sprach ich mit 5 Jahren. In unserer Wohnung neben meiner Mutter vor dem Sofa kniend, noch bevor wir nach Chile auswanderten. Ich lernte es von meiner Mutter.

Wir brauchen Vorbilder. Mutter war mein Vorbild. Es war ein freies Gebet. Vorgedruckte Gebete sprachen wir nie. Auch später in Chile all die Jahre nicht. Außer in der Schule, noch in Deutschland, da erinnere ich mich, dass reihum jeden Tag vor Schulbeginn und auch bei Schulschluss fast immer das gleiche Gebet gesprochen wurde.

„Wie fröhlich bin ich aufgewacht, wie habe ich geschlafen so sanft die Nacht.“ Und bei Schulschluss: „Die Schule ist zu Ende, wir falten unsere Hände und danken Gott, der mit uns war. Amen.“

Ein Gutes brachte der Zwischenfall mit dem Hemd. In die Kleidungsstücke wurden Namen eingestickt. Solch ein Drama wird sich in dieser Form nicht wiederholen. Nun bekam jeder seine Wäsche, die dann auch passte und nicht willkürlich irgendwie zugeteilt wurde. Der Mais, den wir gelegt hatten, und auch die Sonnenblumen und die Kartoffeln sind gut gewachsen. Jetzt ist alles reif zur Ernte. Der Mais wird von Hand gepflückt. Immer zu zweit ein Weidenkorb. Wenn der Korb voll

ist, wird er auf dem Anhänger entleert, den ein Traktor zieht. Wenn der Hänger voll ist, kommen die gepflückten Kolben in den Maisschuppen zum Nachtrocknen. Mit Kartoffelforken wieder in die Weidenkörbe hinein und dann in den Schuppen und werden entleert. Bei schönem Wetter pellen wir im Großeinsatz auf der Betonplatte dann die Kolben aus den Blättern. Zum Glück gibt es eine alte Entkernmaschine, dass wir das nicht auch noch von Hand machen mussten. Welch Prozedur, nicht aus zu denken. So ist es nun mal, aller Anfang ist schwer. Jahre später rauscht der Mähdrescher über das Feld. Das Goldene Korn fließt in den Korntank und wird mit Kipplastwagen zu den Silos transportiert. Bis dahin ist es ein weiter Weg gewesen. Arbeit, Mühe und Schweiß hat es gekostet. Der Segen blieb nicht aus.

Wieder wird Neuland gemacht. Maquina Hochfläche nennt sich der werdende Acker. Heinz fährt die Deutzraupe. Er hat überhaupt keine Ahnung davon, Land urbarzumachen. Er drückt die Bäume mit dem Kübel einfach um. So liegen sie dann da, mit Wurzel und Erde kreuz und quer durcheinander. Zeit vergeht, alles trocknet und dann geht es im Großeinsatz wochenlang daran, zu sortieren und auf Haufen zu schaffen, um es dann zu verbrennen. Eine Wahnsinnsarbeit. Heinz kennt die Raupe nicht. Der Umgang mit der Maschine ist stümperhaft. Mehrere Male fällt ihm eine Kette runter, sodass er Hilfe braucht, um sie wieder zu montieren. Er überhitzt den Motor. Die Raupe kommt in die Werkstatt, der Motor muss demontiert werden. Über und über ist der Motor mit Öl verschmutzt. Mit der ganzen Gruppe müssen wir den Motor mit Waschdiesel sauber waschen. Der Waschdiesel ist gebraucht und dreckig. Die Pinsel sind abgenutzt und haben kaum noch Borsten. Mit so vielen Personen ist es eng und schwierig zu arbeiten. Es soll schnell gehen. Aber es dauert. Wie auch anders bei den zur Verfügung stehenden Mitteln? Heinz inspiziert, was die einzelnen geschafft haben. Er ist unzufrieden. Er ermahnt, verwarnt, droht. Mir droht er besonders. Wenn er beim nächsten Mal vorbeikommt und ich nicht mehr geschafft hätte, würde ich es mit unverbrannter Holzäsche zu tun bekommen. Er meint, mit dem Stock. Die Anderen lachen. Ja, auf Kosten anderer ist gut lachen. Heinz hat die Maschine kaputt gerammelt und spielt sich noch groß auf. Das aber bemerkt keiner, auch nicht, dass mit dem dreckigen Diesel und dem abgenutzten Pinsel nichts zu schaffen ist. Trotzdem, er droht und meint zu scherzen. Mich aber überfällt Angst und die Tränen kullern. Wir nennen Heinz auch Bauscher. Ich glaube, er hat den Namen daher, weil er über die Maßen übertreiben und aufbauschen kann.

Die Brombeeren sind reif. Es war ein gutes Jahr. Die Dornensträucher wuchern an vielen Orten, und sie hängen voll schwarzer, reifer Früchte. Eigentlich gehört Brombeeren Sammeln zu meinen Lieblingsbeschäftigungen. Aber mit Heinz, der mit uns rausfährt, wird uns das gründlich verleidet. Alle halbe Stunde müssen wir in Reih und Glied antreten und vorzeigen, was wir geleistet haben. Er

verteilt Noten, die sich jeder merken muss. Ich bin nicht der beste, bin zu dieser Arbeit nicht gerade ungeschickt, brauche deshalb nichts zu befürchten. Anderen dagegen geht es schlecht. Wer durch zu wenig Leistung in Ungnade gefallen ist, darf mit Heinz ein Stück weiter hinter einen Busch gehen, sich einen Stock pflücken und es setzt Hiebe.

Wozu sich Menschen hergeben, nur um am Abend zu prahlen, was sie geleistet haben. Dabei war es unsere Leistung und wir waren Kinder. Ob Heinz überhaupt mitgepflückt hat, ist mir unklar, eher nicht. Er hatte ja mit der Kontrolle und Aufsicht schon genug. Beim Hagebutten-Pflücken lief es genauso. Da fand er jedoch noch Zeit, einige Verse nach dem Lied, das mit dem Refrain „holla hia hia hia holla ho“ endet, zu schreiben. Das sollten wir am Abend vortragen. Er war begeistert. Wir hatten vom Tag genug und gehorchten.

Abends nach dem Essen sangen wir:

Früh am Morgen zog Don Walter mit  
'nem großen Sack hinaus und am  
Abend kam er schnaufend mit dem  
Zentnersack nach Haus. Tante Magda  
spricht ganz leise Hagebutten sind  
zwar gut, aber es ist jammerschade,  
dass der Zucker fehlen tut Hola hi holla  
ho - - -

Onkel Paul, der spricht ganz leise in  
der schönen Abendrund'  
Hagebuttenmarmelade hält uns alle  
kerngesund. Holahi holla ho - - -

Und dann sind wir im Nordtal. Rüben sammeln, die ein Traktor ausgepflügt hat. Die Rüben standen vereinzelt. Die Saat war wohl schlecht. Wir bilden eine Reihe, immer ein Großer und ein Kleiner. Heinz geht hinterher und sucht nach Rüben, die liegengelassen wurden. Der Große muss zählen, was Heinz bei jedem findet. Wie es fast dunkel ist, müssen alle antreten und die Zahl der liegengelassenen Rüben nennen. Bei mir hatte er 8 Stück gefunden. Heinz befiehlt: „Jeder einen Stock pflücken. Der erste bekommt nichts, der letzte kriegt die vom ersten mit.“ Ich brachte den Stock als erster, Günther war der letzte. Ich bekam keine Schläge, Günther bekam meine mit. Dieses

Mal bin ich gut weggekommen. Trotzdem hasse ich Heinz. Heinz, diesen Macher, diesen Bauscher, diese zynische Art. Eines Tages schwor ich mir, wenn ich groß bin, bringe ich ihn um.

Wir machen Straßenbau. Ein kleiner Steinbrecher ist auf einer Holzschleppe montiert. Der Steinbrecher wird mit einem Traktor über die Riemenscheibe angetrieben. Wir laden von Hand die Steine vom Steinacker auf einen Hänger. Vom Hänger aus beschicken wir den Steinbrecher mit Steinen. Es ist glühend heiß. Der Schweiß quillt uns aus allen Poren. Wir haben Durst, unstillbaren Durst. Für das Mitnehmen des Trinkens war Heinz verantwortlich. Wir haben nur wenig zu Trinken mit. Viel zu wenig. Aus dem Graben dürfen wir kein Wasser trinken, das ist nicht sauber genug. Wer doch daraus trinkt, und erwischt wird, muss mit Strafe rechnen. Der mitgeführte Behälter ist ein Gefäß mit Hahn. Heinz bedient den Hahn und teilt ein, wie viel jeder bekommt. Jeder nur ein Paar Schluck, mehr gibt es nicht.

Die Sonne brennt. Durst – Durst – Durst -. Heinz lässt uns malochen und dursten. Wieder dieser Hass. Wenn ich groß bin, bringe ich ihn um. Irgendwann werde ich erwachsen, obwohl man uns mit 40 Jahren immer noch wie Kinder behandelt. Von den Jahren 1962 bis 1970 ist jeden Abend gemeinsames Abendbrot.

Sonntags und feiertags ist oft auch gemeinsames Frühstück. Auf jeden Fall gemeinsames Mittagessen. Jedem gemeinsamen Essen geht eine Andacht vorweg. In dieser langen Zeit konnte ich viel lernen. Ich kenne die 10 Gebote und viele andere Stellen der Bibel. Du sollst nicht töten. Gott wird keinen ungestraft lassen, der Unrecht tut. Ich überlasse es Gott, meine Peiniger zu strafen. Nach dem gemeinsamen Essen ist Arbeitsmeldung, woran die einzelnen Betriebe gearbeitet haben. Zwischendurch melden sich einzelne, die Sachschaden verursacht haben. Ich habe eine Tasse zerschlagen. Ein anderer hat beim Rückwärtssetzen eines Autos eine Beule reingefahren. Der nächste hat beim Tanken einen Liter Benzin verschüttet. Oder ein Anderer beim Kohlhacken eine Pflanze abgehackt. Dafür muss jeder, dem so etwas passiert ist, eine Strafe wählen. 1000 Nägel gerade klopfen, 1000 Blatt schneiden für das Plumps-Klosett. 10 Löcher auf der Straße zumachen, 10 Säcke waschen und derartiges mehr.

Irgendwann wurde die Strafe abgeschafft und stattdessen „Wohltaten“ eingeführt. Wohltaten waren z.B. in Gedicht aufsagen, ein Lied singen, ein Sketch oder eine Pantomime vorführen, einen Witz erzählen. Auch Vortragsstücke mit Musikinstrumenten waren gefragt. Ich glaube, das Abschaffen der Strafen und Einführen der Wohltaten hing damit zusammen, weil Wolfgang, wir nannten ihn auch Muff, nach dem dritten Versuch zu fliehen, die Flucht gelungen ist. Bei solchen Ereignissen, wenn sie öffentlich wurden, gab es einen Skandal, so hieß es jedenfalls unter uns.

Botschaftsbesuch, Reporter, Presse. Paul Schäfer tauchte für längere Zeit unter. Wenn sich wieder alles beruhigt hatte, nahm alles seinen gewohnten Gang. Nur, es gab keine Strafen mehr, sondern Wohltaten. Über die Wohltäter freute sich der Vorstand. Dann gab es am Sonntagabend ein kleines Programm. Dieses war mein erstes selbstgeschriebenes Gedicht, für solch eine Wohltat.

### **Wettlauf zwischen Hund und Hasen**

Was ist denn heute mit dem  
Mond, wer hat denn den  
versteckt? Das ist ein Wetter

das sich lohnt, der Himmel  
ist bedeckt.

Auch Harri hat das längst  
entdeckt, macht eine  
Unschuldsmine, das Jagdfieber  
hat ihn geweckt, und auch die  
Chicoline.

Längst hat alles  
aufgesessen, Harri hat  
noch mal gefressen, ist  
fertig endlich, satt und fit,  
er fährt als Obermeister  
mit.

Diese Jagd war sein  
Husarenstück, er weiß es selbst  
nicht wie es kam, anstatt das er  
des Hasen Fährte, der Hase  
seine nahm.

Der Schuss ist gefallen, als erster läuft Harri,  
tatsächlich, das war daneben, Lampe ist noch  
am Leben, hört's nochmal knallen, die Rolle ist  
vertauscht, um seine Haut läuft er nur. und  
wie Lampe blitzschnell vorbei an ihm rauscht,  
sieht Harri seine Spur,

er ist von den Socken,  
bleibt auf der Stelle  
hocken. Jetzt ist er  
blamiert, wie ist ihm  
das nur passiert?

Als letzte lief Chico, Sie wollt noch was retten,  
schimpft ordentlich auf den alten, fetten,  
kläfft, jankert und bellt,  
weil Harri sich so dumm  
anstellt.

Zu feiern gab es immer wieder Gelegenheit. Dann waren die Beiträge freiwillig. Oder es hieß: Wer an der Feier teilhaben will, braucht eine Eintrittskarte. Gemeint war damit ein Beitrag auf der Bühne. Da kamen tolle Sachen zustande und es waren recht gemütliche Abende. Gewiss, ich war kein Engel und hatte auch meine Macken. Nicht jeder ist Spielfreund von Jedem oder Kamerad, obschon es tugendsam ist, ein friedfertiges Wesen zu besitzen. Mit Günther verstand ich mich nicht immer gut. Ich foppte ihn ab und an oder hänselte ihn mit Begeisterung. Manchmal ging das auch gehässig aus. Eines Tages sagte ich zu ihm: „Ich freue mich, wenn du in die Lilagruppe kommst.“ Lilagruppe war der Begriff für eine Art Strafbataillon (Die gekennzeichnet war, durch schwarze, oder lila Kleidungsstücke). -- In diese abgestrafte Gruppe kamen diejenigen, die etwas verbockt hatten, etwas auf dem Kerbholz hatten. Ich kam für 14 Tage in diese Gruppe, andere waren drei bis vier Monate, sogar ein halbes Jahr in dieser Verbannung. Ich hatte das Glück bei allem Übel, dass Heinz dieser Gruppe nicht mehr vorstand, sondern Reinhard, als es mich traf. Für meine Begriffe war Heinz

ein Despot. Das empfand nicht nur ich so. Die ganze Gruppe der Mittleren Knappen wollten um seinetwillen fliehen, weil er ihnen das Leben zur Hölle machte.

Einmal sagte er: „Da stehen diese Schweine auf dem Haufen.“ Als einer der Jungs sich bei Paul Schäfer beschwerte, wusste er seine Aussage zu beschönigen und abschwächen und meinte er hätte gesagt: „Da stehen sie wie die Schweine auf dem Haufen.“

Damit ihre Flucht gelingen sollte, versammelten sie sich als gemeinsame Gruppe nachts auf dem Kuhweg, um Gottes Schutz und Beistand zu erbitten, damit ihre Flucht gelänge. Es kam aber anders. Die Gruppe blieb und Heinz war verschwunden. Er hatte sich für immer abgesetzt. Gott erhört Gebet. Seine Wege sind aber oft anders, als unsere Erwartungen.

----- Günther meldete mich bei Paul Schäfer. Es setzte Ohrfeigen und die Vermahnung: Bei der geringsten Auffälligkeit führst du ein „Besonderes Vorkommnisheft“. Alle, die in der Lilagruppe waren, mussten dieses „Besondere Vorkommnisheft“ führen. Die geringste Auffälligkeit stellte sich bald ein, wie auch anders, wenn aller Augen auf einen gerichtet sind. Die Inhalte dieser Hefte las Paul Schäfer beim gemeinsamen Abendessen vor. Manchmal hatte ich den Eindruck, er machte sich ein Vergnügen daraus.... -- Pfui, wie abscheulich. Eine liebevolle Hilfestellung oder überhaupt, Liebe, konnte man nicht erwarten. Was ist eigentlich Liebe? --

Im Sommer wuschen wir uns mit kaltem Wasser am Bach oder badeten im Fluss Perquillauquen. Bei schlechtem Wetter auf der Schäl-Terrasse in Schüsseln mit warmem Wasser aus dem 300 l Kessel. Wenn wir im Winter alle 3 Wochen badeten, dann im großen Saal. Dazu bauten wir aus Bänken und Tischplatten Kabinen und stellten Zinkwannen darein. Wir sollten baden unter Aufsicht der Gruppentante. Ich ließ mich darüber aus und lästerte über die Gruppentante. „Wir sind alt genug, wir brauchen keine alten Weiber, die uns beim Waschen beaufsichtigen.“ In das Vorkommnisheft schrieb ich: Heute keine besonderen Vorkommnisse.“ Das Heft musste jeden Tag von einem Erwachsenen, bei dem wir tagsüber gearbeitet hatten, und vom Gruppenboss abgezeichnet werden. Der Erwachsene zeichnete ab, der Boss nicht. Ich musste eintragen: 2. Fassung und dann den unterschlagenen Tatbestand.

Paul Schäfer las diesen Eintrag beim Abendessen vor. Paul Schäfer: „Herr Bensch, was heißt hier 2. Fassung? Du meldest dich zum Rapport. Bei solcher Anrede lief es einem heiß und kalt den Rücken runter. Man wusste, was einen erwartet. Bestrafung von der Gruppe. 20 Jungs, im Alter von 14, 15, 16 Jahren. Da musste jeder dem anderen zeigen, was für ein ausgezeichnete Schläger er war. -- Der übliche Anfang. -- Ich stand im Kreis, die Verhandlung begann. Wieso 2. Fassung? Warum wolltest du die Lästerung gegen die Gruppentante verschweigen? Schubsen, Boxen, Schläge mit der Faust,

wo es gerade traf. Fragen ohne Ende, hin und her. Der erste verpasst mir seine 20 Schläge. Ich schreie, halte die Hände schützend vor. Schläge mit allen Kräften, egal wo es trifft. Ich werfe mich auf die Erde. Mit Fußstritten jagt man mich hoch. Weiter, der nächste, der nächste. Ich sinke zu Boden. Zu viert werde ich an Armen und Beinen gespreizt hochgehalten. Einer hält den Mund zu, damit man das Wehgeschrei nicht hört. Erst spannen sich alle Muskeln, ich versuche mich frei zu stoßen. Mit Gewalt hält man mich in schwebender Stellung, bis ich die Schläge nicht mehr spüre. Nur noch Hitze, als ob der Körper zu brennen beginnt, wo der Knüppel trifft. Erst als alle durch sind, 400 Schläge, lässt man mich frei. Ich kann kaum stehen, kaum gehen. Der Körper ist wie gelähmt. Es geht zu Bett. Ich kann nicht schlafen, liege auf dem Bauch. Eine qualvolle Nacht, als wollte sie kein Ende nehmen. Es fällt mir nicht ein zu beten. Sonderbar, Gottes Hilfe hatte ich doch bei anderer Gelegenheit auf wunderbare Weise erfahren. Einfach nur Bedrücktheit, Niedergeschlagenheit, Öde, Leere. ....

Am kommenden Tag werde ich in die Lilagruppe versetzt. -- Verordnung: „Eine Woche nichts zu Essen.“ Oma Baar versorgt uns mit Essen. Wie wir am Tisch sitzen, schiebe ich meinen Teller weg. Oma Baar füllt auch diesen Teller und schiebt ihn mir hin. Ich protestiere, ich darf nicht. Die Oma sagt: „Wenn ich es dir gebe, dann darfst du.“ Innere Freude erregt mich. Sie hat Mitleid, Liebe. War das Liebe? Echte Liebe?

Die anliegenden Arbeiten für die Gruppe sind: Rohre verlegen, Hühnerstall ausmisten, Unkraut ausreißen in den Kartoffeln. Wir dürfen innerhalb der Gruppe nicht miteinander reden. Nur mit dem Vorgesetzten. Wir verständigen uns mit Zeichensprache und um jemanden aufmerksam zu machen zischt man, sst- sst. Das funktioniert. Man funktioniert. Wie eine Maschine. Vorwärts, schneller, los los. Nach 14 Tagen war ich wieder raus. Ich habe mich ordentlich verhalten. Auch dafür hat Oma Baar sich eingesetzt. Eine liebe Oma. Wenn doch alle so wären. Wieder im normalen Leben, wieder frei.

Diese Prügelstrafen konnten jeden treffen. Das nächste Mal wurde Manfred verschlagen. Was er angestellt hatte weiß ich heute nicht mehr, aber ich war auch bei denen die zuschlugen. Erst als ich erwachsen, reifer wurde, stellte ich mich nicht mehr in die Reihe der Schläger. Ich fühlte mich bei solchen Auseinandersetzungen so, als würde ich die Strafe selber erleiden. Wer sich solche Barbarei ausgedacht hatte? Und wer hat sie angeordnet. Das war Paul Schäfer. Der Prediger, der Mann Gottes. Der die Bibel kannte und sie uns predigte. Der von uns forderte, dass wir auf dem Fundament der Bibel leben sollten. In seiner Bibel stand es, er aber hat es ignoriert. **„Wenn ein Mann Strafe verdient hat, soll man ihn heißen niederfallen und nach dem Maß, wie er es verdient**

**hat, eine Anzahl Schläge geben. Wenn man ihm 40 Schläge gegeben hat, soll man nicht mehr schlagen, auf das nicht, so man mehr Schläge gibt, er zu viel geschlagen werde und dein Bruder verächtlich vor deinen Augen sei.“**

Da steht es, bei 40 Schlägen soll man aufhören, und es waren 400 Schläge, 10-mal so viel.

Cauquenes ist eine kleine Stadt am Meer. Man könnte eher sagen, ein Fischerdorf.

Dorthin waren wir zu einer Veranstaltung eingeladen. Auf dem Programm steht Sport, Chor-singen, Instrumentalmusik. Das bedeutete, üben, üben, üben. Beim Sport ging es um Bodenturnen. Darunter auch Aufstieg, Dreierpyramide und Spagat, das durfte nicht fehlen.

Wir fahren mit dem eigenen Bus. Die Vorhänge wurden auf der Fahrt zugezogen, sonst könnten wir zu Gesicht bekommen, was für unsere Augen nicht taugt. Von Ausflugsreise kann da nicht die Rede sein. Unser Beitrag hatte guten Anklang gefunden. Die

Veranstaltung war gut besucht. Die Einnahmen für den Eintritt wurden für ein Waisenhaus gespendet. Was für uns blieb, war die Übung Spagat. Wenn ich das Wort Spagat höre, dann kräuselt sich mir die Stirn. Was P.S. mit dem Spagat für eine Marotte hatte? Mir fällt nichts Passendes ein. Mit dem Spagat hat er uns bis zum geht nicht mehr genervt.

Mitunter auch gequält. Jeder sollte es können. Nicht jeder hat die Voraussetzung, diese Übung zu beherrschen. Auch nicht mit viel Übung. Es gibt Leute, die sind die reinen Gummimänner, und es gibt Leute, die sind steif wie ein Bock. Für die steifen Böcke war es besonders hart. Wer Spagat kann, darf baden gehen, wer Spagat kann, darf mit zum Zeltlager.

Und was es noch alles für Vorzüge gab. Wer veranlagt war, kam runter und hatte die Vorzüge, wer nicht runter kam eben nicht. Es wurde geübt. Mindestens drei Mal am Tag 15 Minuten und abends vor dem Abendbrot meistens eine ganze Stunde. Das hat sich über mehrere Jahre so hingezogen. Nur die eine Übung. Das war stink langweilig, das war zum Wanzen kriegen. Dann wurde für das Zeltlager vorbereitet. Wandernd, mit dem Rucksack auf dem Rücken marschierten alle, die Spagat konnten, in das Nordtal zum Chandia. Da stand das Männerzelt. So groß, dass 60 Personen bequem darin Platz finden können. Wir, die wir es nicht geschafft hatten, blieben zu Hause. Wir wollten schon gar nicht mehr an der romantischen Zeltfreizeit teilnehmen. Man würde danach von uns fordern, alles fordern. So kam es.

Kurt lässt uns zurückgebliebenen rufen. Er sagte, er wolle uns helfen, für uns eintreten. Wir ahnen nichts Gutes. In Gedanken verwünschen wir ihn. Er soll uns in Ruhe lassen. Will er aber nicht. Er fängt an mit uns zu handeln. Wenn ich es schaffe, mich für euch bei Paul zu verbürgen und ihr dürft mit, in welcher Zeit versprecht ihr mir, unten zu sein. Einige sagen „drei Monate“, andere wollen es

in drei Wochen schaffen. Kurt versucht bei den einzelnen, die Zeit zu drücken. Drei Monate, viel zu lange. Er will 14 Tage hören. Einige geben nach, versprechen es zu schaffen. Vor einem Sofa müssen wir ihm einer nach dem anderen vorführen, wie tief wir runterkommen. Mit seinen 110 Kg drückt er uns runter. Die Beine können vor dem Sofa nicht ausweichen. Das gibt Überdehnungen, Zerrungen. Das ist ihm egal. Er ist ein brutaler, grober Klotz. Womit haben wir das verdient?? Kurt, und uns helfen - - - sich für uns verbürgen - - -?

Alles Theater, alles Gemache. Mittel zum Zweck, um uns zu gängeln. Das Theater gelingt, wir fahren hinterher. Welch ein Vorteil? Die jungen Herren werden gefahren, brauchen nicht zu Fuß zu laufen. Am Zeltplatz angekommen heißt es: "Herzlich willkommen in unserem und in eurem Zelt."

Es war inzwischen Abend geworden. Ein großes Lagerfeuer brennt. Wir singen im Kreis Volkslieder. Hohe Tannen weisen die Sterne. Kameraden wir marschieren. Aus grauer Städte Mauern, bunt sind schon die Wälder, und vieles mehr. Für eine Woche vergessen wir alle Alltagsorgen. Zeitmäßig hatten wir es nicht gut getroffen. Die halbe Freizeit war verregnet. Bei gutem Wetter machten wir Fußmärsche. Die Gegend erkunden. Das Fundo war groß. 17 000 Hektar. Die waren so schnell nicht durchwandert. Marschieren, Zelten, Lagerfeuer, das ist schon romantisch. Die Woche verging schnell.

Weiter geht es in der Schule und mit den anliegenden Arbeiten. Wir üben Spagat, geben alles, um unser Versprechen ein zu lösen. Fast alle schaffen es, bis auf einige ganz ungelenke. Nach 14 Tagen wollen wir unser Bemühen unter Beweis stellen.

Paul Schäfer Winkt ab. Wenn ich euch rufe, seid ihr dran. Nach 14 Tagen ordnet Paul Schäfer den großen Appell an. Wir hatten uns verausgabt, unsere Sehnen überdehnt. Alle hatten mit Zerrungen zu kämpfen. Das Resultat war, nur die Besten, die es immer geschafft hatten, kamen runter. Beim nächsten gemeinsamen Essen, Sonntagmittag, alle waren schon satt, steht Alfred auf und verkündet: „Mir schmeckt das Essen nicht mehr. Die jungen Herren sitzen mit uns am Tisch und halten ihr Versprechen nicht. Mit solchen Leuten will ich keine Gemeinschaft haben.“ Alfred will den Saal verlassen. Paul Schäfer protestiert. Bevor Alfred hier geht, verlassen die jungen Herrschaften den Saal.

Wir werden des Saales verwiesen, rausgeschmissen. Drei Wochen kalte Küche, keiner spricht mehr mit uns. Es wird Heu eingefahren. Anstatt Sonntag beim gemeinsamen Mittag zu sein, müssen wir das Heu abladen. Mit freiem Oberkörper, in Turnhose und Sandalen. Die Ballen scheuern und kratzen an unseren Körpern. Sie hinterlassen Spuren, Kratzer, Schürfverletzungen. Egal, Kurt, Gerhard, Alfred, Albert und noch einige treiben uns an. Geht das bald bisschen schneller,

vernünftige Kante legen, Frontseite den Verband einhalten. Sie selber packen nicht mit zu, reden miteinander, gucken. Es gibt nichts zu Trinken. Der Durst quält. Wie wir fertig sind heißt es: in dreier Reihe antreten, vorwärts marsch. Es geht in Richtung Turbinenkanal. Die ersten gelangen an den Damm, halten an. „Hat jemand was von Anhalten gesagt? Kein Wasser trinken!“ Letzteres Gebot haben wir absichtlich überhört. Wir springen ins Wasser, tauchen unter und saugen ein. Bis nichts mehr passt. Auch das ist endlich überstanden.

Es gab auch freie Zeit für uns. In der Schlucht zwischen Maquina-Hochfläche und Friedhofacker war unser Paradies. Da legten wir uns kleine Gärten an. Da bauten wir uns Hütten. Da hatten wir unseren Hochsitz in einem der Bäume. Wir pflanzten zwei Kiefern, die zu großen Bäumen heranwuchsen, so dass eine Person sie nicht mehr umfassen konnte. Eigentlich standen sie zu dicht. Als wir einen von beiden wieder ausreißen wollten, hatten sie schon so feste Wurzeln gefasst, dass wir es nicht mehr schafften. Also reckten die beiden Bäumchen ihre Zweige gen Himmel und es wurden große Bäume. Sie standen da, wie ein Ehepaar, prächtig anzusehen. Ob wir auch einmal Hochzeit halten würden? Bis dahin war es noch ein weiter, steiniger Weg. Um das Wasser für die Pflanzen in unseren Gärten nicht ran schleppen zu müssen, bauten wir ein Bewässerungssystem. Mit Schubkarre, Spitzhacke und Schaufel bauten wir einen Damm in die Schlucht. Ein richtiges Kleines Stauwerk mit Überlauf. Weil Die Niederschläge oft unberechenbar waren, wollten wir auf Nummer Sicher gehen. Hinter der Autohalle lagen Ziegelrohlinge vom ersten Probelauf einer ganzen Anlage. Diese Rohlinge holten wir uns und machten einen provisorischen Feldbrand. Das Ergebnis war zwar kein voller Erfolg, aber für unser Vorhaben ein brauchbarer Rohstoff. Mit diesen jedenfalls einigermaßen gebrannten Steinen befestigten wir den Damm. falls der Überlauf nicht reichte, dann konnte bei dieser Befestigung der ganze Damm überlaufen. Es funktionierte, wir hatten Wasser. Ein stolzes Bauwerk. Einige Jahre hielt der Damm, bis eines Winters die Niederschläge so heftig waren, dass die Wassermassen vom Damm nichts mehr übrigließen. Schade, wir hatten uns so viel Mühe gegeben. Es kommt die Erntezeit. Mit Mähdreschern, noch älteren Modellen, wird der Weizen, Roggen, Hafer und der Raps geerntet. Das Korn wird am Absackstand in Säcke abgefüllt. Das war unter uns Jungens ein begehrter Arbeitsplatz. Staub und Sommerhitze waren zwar nicht gerade einladend, aber man konnte sich des Gruppenzwangs, der immer wiederkehrenden Beschäftigungen mit der ganzen Gruppe, für eine Zeit lang entziehen. Nachdem ich etwa drei Wochen als Absacker bei der Ernte beschäftigt war, trat Paul S. auf mich zu und sagte: Ab morgen bist du wieder in der Gruppe. Ich habe keine Ahnung was das zu bedeuten hatte, was er damit bezwecken wollte.

Der kommende Tag war ein Sonntag. Es war gemeinsames Frühstück angesagt. Nach dem Frühstück sollten Säcke gezeichnet werden. Auf die Säcke wurde mit einer Schablone und mit Farbe das Zeichen **AFEL** aufgetragen. AFEL war die Abkürzung für administracion fundo el Lavadero. (Verwaltung des Landgutes El Lavadero) Das war notwendig, weil die Säcke auch an die Nachbarschaft verliehen wurden.

Paul S. Hatte mir untersagt, weiter bei der Ernte zu helfen, aber nicht dafür gesorgt, dass ein anderer meine Stelle übernahm. Als das Ernteteam nächsten Morgen losfahren wollte, fehlte ihnen ein Absacker. Ich bot mich an, ich fahre noch einmal mit. Die anderen hatten zwar Bedenken, trotzdem, wir fuhren.

Am Nachmittag kamen die jungen Männer mit LKWs rausgefahren, um die Ernte, die Säcke abzufahren. Paul S. war auch unter ihnen, als Organisator, nicht um mit an zu packen. Das tat er übrigens nie, alle anderen schon. Er war eben Paul, der Herr über alles, und alle akzeptierten es. P. S. ließ mich vom Drescher rufen. Ich wurde umringt und zur Rede gestellt: Wie ich dazu käme, trotz Verbotes wieder mit raus zu fahren. Ich sagte, dass nicht für Ersatz gesorgt war. Frage an mich: Noch aufbegehren, was? Alle die mich umringten verprügelten mich mit einem frischen, grünen Knüppel, wegen Gehorsamsverweigerung. Im Anschluss musste ich direkt mit, um Säcke zu laden.

Am Abend ging ich über die Schäl-Terrasse. Da sprach mich Emmi an, ob ich ihr nicht beim Käse machen helfen wolle. Ich verstand ihre Frage als grundsätzlich, ob ich nicht anheuern wolle, und Käse machen. Ich verneinte. Emmi wollte aber, dass ich ihr für einen Augenblick helfen sollte, weil ihr ein gewisser Arbeitsgang allein zu schwer war. Ein einfaches Missverständnis. Beim gemeinsamen Abendessen meldete Emmi den Vorfall und betonte, dass ich ihr die Hilfe verweigert hätte. P. S. schickte Kurt mit mir in den Keller. Prügelstrafe, und Kurt ließ sich nicht lumpen. Er füllte seinen Auftrag gehorsamst aus. Was es bedeutet, auf das vor wenigen Stunden blau geschlagene Hinterteil eine zweite Wucht zu beziehen, das muss man durchgemacht haben, das ist besonders schmerzlich.

Es waren Wahlen. Salvador Allende ist zum Präsidenten des Landes gewählt worden. Ein Sozialist, ein Marxist. Auf seiner Fahne steht, „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit.“ Gibt es das im wirklichen Leben? Ist der Mensch nicht eine Kreatur, die zum Egoismus neigt? Eine Welle von Landesenteignungen setzt ein. Es spricht sich rum, dass diese Besetzer wilde Horden sind, die das beste Milchvieh, das Zuchtvieh, einfach abschlachten.

Die haben keine Ahnung von Wirtschaft. Rohe Gewalt regiert. Banden der Unidad Popular (Volksfront) überfallen verschiedene Retenes (Polizeistellen), um sich ihrer Waffen zu bemächtigen. Es riecht nach Bürgerkrieg. Unser Grund und Boden waren bis lang nach allen Seiten offen.

Wir fingen an, das Wohngebiet großzügig einzuzäunen. 29 Km Zaun. Alle 4 Meter soll ein Pfosten gesetzt werden, Gesamtbedarf rund 7200 Pfähle. Mit LKWs, Treckern, Motorsägen und Handwerkszeug, sind wir wochenlang mit vielen Leuten im Einsatz. Es werden nur Zypressenbäume geschlagen, die haben einen festen Kern und faulen nicht so schnell ab. Der natürliche Wald, der Zypressenbestand, ist fast gänzlich zum Kahlschlag geworden. Schwere Arbeit. Alles, das Fällen mit der Motorsäge, das entasten mit der Axt, das auf Länge schneiden. Das raus tragen an den Weg. Das Schälen fällt schon leichter. Wochenlang graben wir Löcher, setzen die Pfähle, spannen Stacheldraht, bauen Tore.

Nun konnte niemand mehr eindringen und sagen, er hätte sich verlaufen. Jeder, der nicht zu den Einwohnern der **SBED** (Sociedad Benefactora y Educacional Dignidad, offizieller Name der Colonia Dignidad, D.M.) gehörte, musste sich ordnungsgemäß an der Eingangspforte anmelden und um Einlass bitten. Das war schon mal relative Sicherheit. Wer unbefugt eindrang, machte sich strafbar. Dann wurden Kabel verlegt und in etwa jeden 20. Pfahl ein Mikrophon installiert. Die Leute bekamen Respekt. Im Zaun ist irgendetwas. Niemand wusste genau was, aber jeder hielt Abstand. Die Kabel führten zu einer Zentrale und liefen über eine Auswerteeinheit. Das System war sehr störanfällig, sehr unsicher. Bei Blitzgefahr wurden die Vorverstärker zerstört. Es mussten neue Transistoren eingelötet werden. Wegen hoher Feuchtigkeit im Winter, rosteten die Membranen der Mikrophone und verklemmten. Das ganze System war zu aufwändig und musste, wenn es funktionieren sollte, durch eine funktionstüchtige Anlage ersetzt werden.

Nach 10 Jahren waren die Holzpfähle abgefaut. Man ging daran, Betonpfähle herzustellen. Für 29 Km wurden erneut 7200 Pfähle gebraucht. Der ganze Aufwand noch einmal, jetzt aber mit anderem Material. Es wurden Körbe geflochten aus Moniereisen. Schalungen aus Eisen hergestellt, und dann wurde betoniert. Auf der Betonplatte hinter dem Betonwerk wurde Stampfbeton angemischt. Das Projekt lief. Neue Kabel wurden verlegt. An den alten Kabeln, es war einfach isolierte Litze, hatten Ameisen zu viel Schaden gemacht. Kataloge wurden gewälzt, ein neues Alarmsystem gesucht. Dieses Mal waren es Quecksilber-Schalter.

Eine Originaleinheit wurde gekauft und dann nachgebaut. Die Gruppe, in der auch ich war, war die höchste Schulkasse. Wir hatten das 18. Lebensjahr erreicht und Schulabschluss. Wir bekamen keine

Zeugnisse. Unsere Schulausbildung kann man mit der einer Realschule vergleichen. Das letzte Lehrbuch in Mathematik war der 10. Koschemann.

Unsere Klasse sollte den Komplex Zaun übernehmen. Als wir in der ersten Flucht den ersten Betonpfahl setzten, war auch Paul Schäfer zugegen. Wir setzten den Pfahl mit dem abgewinkelten Teil nach außen. Es kam zur Auseinandersetzung, zu einem Disput. Paul Schäfer bestand darauf, dass der abgewinkelte Teil der Pfähle nach innen zeigen muss. Wir versuchten ihm zu erklären, wenn ein Eindringling es schwerer haben soll, den Zaun zu überwinden, dann muss die Neigung nach außen zeigen. Er schnitt uns das Wort ab. So wie er es anordnet, wird es gemacht.

Bei uns dämmerte es. Er setzte die Priorität auf Flüchtige, auf unsere Leute, die das Fundo verlassen wollten. Das gab für einzelne zu denken. So also läuft der Hase. Was aber, wenn die Anlage Alarm schaltete. Wir waren keine Fährtenleser, keine Indios. Auch das trug man uns auf.

Es wurden Bücher besorgt für die Hundebildung. Für uns angehende junge Männer ein interessantes Gebiet. Erst Grundausbildung, Gehorsamsübungen. Dann apportieren, Flächenrevieren, Mannarbeit und zuletzt Fährtsuche. Die Fährtsuche verlegten wir auf den Sonntagvormittag. Das heißt, die Gruppenübungen. Einzelübungen plante jeder, wie es ihm am besten passte. Für die bessere Beweglichkeit wurden vom VW Käfer das Dach abgeschnitten. Die Türen kamen raus. Dafür wurde zur Verstärkung ein stabiler Rohrbogen eingeschweißt. In der Schlosserei hatten wir Fachleute dafür, die kannten sich bestens damit aus. Wir gingen in dieser, unserer Aufgabe auf, es nahm uns voll und ganz in Anspruch. Wir waren fit, kräftig und durchtrainiert. Dazu brachte man uns Karate bei. Zweimal im Monat kam ein Lehrer mit schwarzem Gürtel aus der nächsten, größeren Provinzstadt Linares und trainierte uns. Das machte uns zu hartgesottenen Kerlen. Ich weiß von verschiedenen Fluchtversuchen von Leuten aus der Kolonie. Sie hatten keine Chance zu entkommen, die Hunde fanden sie alle. Bei solchen Fällen war ich nie dabei. In diesem Bereich gab es auch talentierte Ausbilder und Spitzenhunde. Mein Hund eignete sich besser für das Flächenrevieren, das konnte er wirklich gut. Ich selbst war nicht für eine Verfolgungsjagd auf armselige Opfer.

Es wurde Herbst. Die Tage wurden kühler und kürzer. Das Laub der Bäume begann sich zu färben, fing an zu trocknen, fiel zu Boden. Die Felder mussten bearbeitet werden, die Saat sollte in die Erde. In dieser Saison wurde auch ich der Landwirtschaft zugeteilt. Die zur Verfügung stehenden Traktoren waren Deutz-Schlepper aus dem Jahr 1962, ohne Verdeck, keine hydraulische Lenkung. Gepflügt wurde mit vier Pflugscharen - Scheibenpflügen. Danach ging der Offset, eine Art schwere Scheibenegge darüber, mitunter wurde auch mit der Zahnegge gearbeitet und mit einer Walze aus

alten LKW-Reifen die Aussaat an gewalzt. An gewalzt wurde fast ausschließlich die Rapssaat. Das Säen übernahmen zwei Personen im Schichtwechsel, die fest in der Landwirtschaft arbeiteten. Mein Einstieg verlief sehr schnell. 65 PS Traktor mit hydraulischem Offset. Drei Runden mitfahren auf dem Beifahrersitz, dann Wechsel. Der sachkundige Schichtler macht mir den Fahrersitz frei, nimmt meinen Platz ein, begleitet mich 3 Runden, wünscht mir alles Gute und geht. Das war die Kurzform einer Einweisung in einen neuen Arbeitsbereich, den man zum ersten Mal antrat. Ganz stimmt das nicht. Ich hatte schon schwarzgefahren. Beim Heu und Stroheinfahren. Wir drängten uns förmlich danach, den Traktor mit Hänger vorzufahren. Für dieses Privileg rannten wir um die Wette. Wer zuerst auf dem Trecker saß, fuhr. So war es geduldet. Die großen, kräftigen jungen Herren waren beim Starken willkommen.

Mit zwei Traktoren arbeiten wir auf einem Stück. Ich bin also nicht allein. Drei Tage lang arbeiteten wir mit zwei Traktoren auf einem Feld. Am vierten Tag wurde ich allein in das 12 Km entfernte Nordtal geschickt. Nachtschicht. Einige Tage zuvor hatte es geregnet. Lehmboden, hoffentlich geht das gut. Die erste Stunde verläuft problemlos. Dann wird der Boden feuchter. Die Räder fangen an durchzurutschen, bis es nicht mehr vorwärts geht.

Ich hebe die Offset hydraulisch an, zu spät, kein vorwärts kommen. Ich steige ab, um das Ackergerät abzuhängen. Ziehe und zerre am Anhängelbolzen, bekomme ihn nicht raus. Ich schreie in die Nacht: So eine Sauerei, Teufelskram, Dreckhaufen. Versuche erneut das Gerät abzuhängen. Nicht möglich, noch ein Schrei der Verzweiflung hallt durch die Nacht, durch das einsame Tal. Jetzt 12 Km nach Hause gehen, wer tut sich das an. Gibt es einen Ausweg? Ich bin allein! Rings um mich nur Stille. In der Ferne brüllt ein Ochse. Eine Eule huscht durch die Luft auf der Jagd nach Mäusen. Ich werde still, ganz still, dass ich den Herzschlag höre. Da dämmert es mir, du bist nicht allein. Ich bete: Herr, ich weiß, Du hast gesagt, wer bittet, dem wird gegeben, wer anklopft, dem wird aufgetan. Hilf mir, zeige Du mir, was zu tun ist.

Plötzlich weiß ich was ich tun muss. Spaten nehmen, der immer am Trecker in der Befestigung hängt, und die Anhängelkupplung frei graben. Da zeigt es sich. Der Anhängelbolzen ist mit einem Splint gesichert. Jetzt geht alles wie am Schnürchen. Splint raus, Bolzen raus, vorfahren. So schafft es der Trecker. Jetzt das Seil ran und vorwärts. Wie wunderbar das klappt. Das feuchte Stück lasse ich aus, teile neu ab und fahre eine Spur neben die andere. Danke sage ich, danke Herr, danke, danke, danke.

Im nächsten Jahr bin ich wieder dabei. Mit Erfahrung geht alles besser, und die habe ich ja nun. Die Äcker haben Nummern oder Namen. Manchmal benannt nach dem Saatgut des vergangenen Jahres

des jeweiligen Feldes. Wie z.B. Orofenacker, Linsenacker oder auch Kälberweide, Melkeracker, Galponacker, Pasto-Neuland usw. Fröhschicht auf dem Orofenacker. Guter Boden, schwarze leichte Erde, Vulkanasche. In der Landessprache sagt man Tromado.

Wenn man allein ist, des nachts oder am Tage, weder Mond und Sterne noch die Sonne zu sehen sind, weil der Himmel bewölkt ist, dann ist es schwer, die Zeit abzuschätzen. Ich frage Paul S., weil er bei derartigen Anfragen für uns zuständig ist, ob ich eine

Armbanduhr haben darf. Er gibt keine Absage aber auch keine Zusage. „Geh zum Erich, der ist Uhrmacher, der soll dir eine Standuhr geben.“ sagt er. Erich meint, was soll ich da machen und leiht mir eine Taschenuhr. Ich bin glücklich. Jetzt kann ich die Zeit einteilen. Jetzt weiß ich, ob es sich lohnt, noch ein neues Stück an zu pflügen oder ob die Schichtablösung bald kommt. Mit der Uhr fühle ich mich nicht mehr allein, sie ist mir ein treuer Begleiter.

Es macht Freude, eine schnurgerade Furche zu ziehen. Weit weg am Horizont ein markanter Punkt. Ein besonderer Baum, eine Gebirgsspitze, nachts ein hell leuchtender Stern. Der Punkt wird anvisiert und darauf zu gefahren. Es wird 100 % gerade. Parallelen schneiden sich im Unendlichen. Das funktioniert, die letzte Furche passt genau, kein Keil bleibt übrig. Glattes Beet im Rückblick. Herrlich, eine schöne Aufgabe. Montagvormittag, die Sonne scheint, mein Magen knurrt. Die große Fläche ist geschafft, es bleibt noch etwa ein Hektar, eine seitliche Ausweitung des Stückes. Ich halte an, schaue auf die Uhr, Frühstückspause. Und wie das schmeckt. Die frische Gebirgsluft schafft Hunger. Die Uhr ist wieder weggesteckt, noch einmal anständig die Arme recken und weiter geht es. Als der gebliebene Hektar fertig ist, will ich nach der Uhr sehen. Der Trecker steht, ich richte mich auf, fühle in die Tasche, ---- weg. Komisches Gefühl. Die Uhr war geliehen, was nun? Zum Schutz hatte ich die Uhr in eine flache Blechschachtel gesteckt, die original für Bleikugeln für Luftgewehre war. Neben dem Treckersitz entdeckte ich eine Hälfte dieser Schachtel. Einerseits steigt Hoffnung auf, die Uhr wieder zu finden, nach kurzer Zeit wird aber die Aussichtslosigkeit deutlich.

Wilhelm arbeitet ein paar Felder weiter. Er hat seinen Hund mit. Lux kann gut apportieren.

Er findet auch kleine Gegenstände sicher wieder. Ich bitte Wilhelm, dass er mir mit seinem Hund die Uhr suchen hilft. Er weist mich ab. Das ist aussichtslos, die hast du untergeackert, vergiss es. Eine Hoffnung bleibt mir, die einzige. Gott. „Mein Gott, Du hast mich nie verlassen, so oft ich dich um Hilfe gebeten habe, hast du mir geholfen. Bitte, hilf mir auch jetzt.“ Ich verfolge rückwärts die letzten Spuren. Da glänzt etwas. Die zweite Hälfte der Schachtel. Freude. Ich pfeife eine schöne Melodie und suche weiter. Neue Hoffnung, große Hoffnung lässt mein Gesicht strahlen. Weiter suche ich in der Umgebung, in der gerade die zweite Hälfte der Schachtel lag. Plötzlich reflektiert

ein winziger Gegenstand einen Sonnenstrahl in meine Augen. Ich bücke mich, greife danach. Es ist der Bügel, der über dem Rädchen, das zum Aufziehen der Uhr dient, aus der gerade bearbeiteten Erde herausschaut. Beim überprüfen ist das Ticken der Uhr zu hören. Kein Kratzer, nichts, ganz unbeschadet ist sie. Ist das nicht ein Wunder? Nein! Da hätte Wilhelm und sein Hund Lux mir nicht helfen können.

Bei Schichtbetrieb muss man auch am Tage vorschlafen. Um dem Alltagslärm und der Helligkeit zu entfliehen, finde ich in einem der leeren Kellerräume eine Gelegenheit. Auf einer Schaumgummimatte lässt es sich dort gut zur Ruhe kommen. Irgendwie hat eine dicke, grüne Fliege, solch eine, die ihre Eier ablegen will, in den Raum gefunden. Sie stiehlt mir die Ruhe. Ihr penetrantes Summen macht mich kribbelig. Immer wieder wechselt sie ihren Sitzplatz. Eine Kleinigkeit, und doch sehr ärgerlich. Darf man Gott auch mit solchen unscheinbaren Dingen in Anspruch nehmen? Ich sage es ihm einfach. Nach einer kurzen Ruhepause fliegt sie ganz tief über mich. Ich schlage nach ihr. Aus, Stille, aus ist es mit ihr. Sie ist getroffen. Ja, auch für diese kleinen, alltäglichen, nebensächlichen Dinge, weist Gott niemanden von sich.

Wir fahren ins Gold. Besser gesagt zum Gold schürfen. Mit einer ganzen Karawane LKWs mit Hängern geht es in Richtung Süden. Am Ort Tirua, der direkt am Meer liegt, gegenüber der Isla Mocha, (Insel mit dem Namen Mocha) biegen wir ab in die Berge. Ab da sind es Lehmwege, die nur im Sommer befahrbar sind, solange es nicht regnet. Der Bach in der Schlucht, in der wir schürfen werden, heißt Lonco Tripae. Das ist ein indianischer Name, der aus einer der Schlachten stammt, die die Indianer mit den Spaniern hatten. Lonco tripae heißt „Hals abschneiden.“ Lange Zeit vor uns hatte eine amerikanische Gesellschaft an der Stelle geschürft.

Wegen Erdrutschgefahr hatten sie die Arbeiten eingestellt. Der überwiegende Teil bei der Goldsuche in diesem Gebiet, ist das Wegschaffen des Abraumes. Es werden Brücken gebaut aus frischen Eukalyptusstämmen.

Das ist Handarbeit, Schwerarbeit. In einer der Nebenschluchten wird die Halde für den Abraum für mehre 1000 m<sup>3</sup> angelegt. Das über Jahrhunderte angeschwemmte Material ist eine etwa 15m starke Schicht. Alles Abraum für die Halde. Die unteren zwei Meter nennen sich Manto. Dieses Material ist goldhaltig und muss gewaschen werden. Für uns ist Gold suchen Neuland. Die Leute, die in der Zone wohnen, sind freundlich und bringen uns jeden Arbeitsgang bei. Unter dem Manto liegt der rissige Fels. In den Spalten verfängt sich das Gold. Das größte Stück, das wir gefunden haben, wog 72 Gramm. In dieser Saison haben wir 17 Kg Gold herausgeholt. Es hätte mehr sein können. Das es bei 17 Kg blieb, lag an unserer Dummheit und an der schlechten Ausrüstung, die uns

im ersten Jahr zur Verfügung stand. Der ausgebaggerte Manto war mindestens 1000 Kubikmeter. Wir wuschen aber nur das beste Material, in dem man schon, ohne zu waschen sehen konnte, dass es goldhaltig war. Das zu waschende Material wurde neben die Kanoga (Waschrinne) gekippt und dann mit der Schaufel in die Waschrinne geschafft. Diese Methode war äußerst zeit- und kraftaufwendig. Wegen dieser Umstände wurde gutes Material einfach, ohne es extra zu halten, zum Abraum gekippt.

Im zweiten Jahr waren wir besser ausgerüstet. Mit dem gefundenen Gold beschafften wir einen ganzen Maschinenpark. Alle Arbeitsgänge wurden automatisiert und wir hatten Erfahrung gesammelt. Aus dem Bestand einer Steinbrechanlage wurde Trichter, Siebanlage, und Förderband aufgebaut. Schade um das weggeschüttete Material des Vorjahres. So eine Stelle hatten wir nicht wieder.

Im ersten Jahr war ich bei den Pumpen eingeteilt. Ich war mit Wolfgang zusammen für den Saugbagger, der auf einem Ponton installiert war, verantwortlich. Man brauchte viel Erfahrung, um mit der altmodischen, verschlissenen Pumpe zurecht zu kommen. Mit der Zeit hatte ich Erfahrung. Wenn für die große Pumpe wenig Grundwasser war, ließ sie sich schwer regulieren. Bei zu niedriger Motordrehzahl hörte die Pumpe auf zu saugen und man musste sie neu befüllen und entlüften. Dazu brauchte man eine zweite Pumpe. Wenn der Wasserstand über dem Saugkorb zu niedrig war, bildete sich über dem Saugkorb ein Strudel. In solcher Situation musste sofort das Gas runter oder die Pumpe saugte Luft und es musste entlüftet und neu befüllt werden.

In solcher Situation reagierte ich zu spät. Ich suchte nach einer Unterwasserpumpe, um den Saugbagger auf zu füllen. Es war keine frei. Das Wasser stieg. Wenn das Wasser zu hochstieg, erhöhte das die Erdrutschgefahr. Ich lief zu Paul S. schilderte die Situation und sagte, dass ich die Pumpe brauchte, die sie gerade benutzten, um Gold zu waschen. Verschwinde, war seine Antwort, sieh zu wie du klarkommst. Ich versuchte mein Glück mit dem Saugbagger. Durch Laufenlassen, Kuppeln, Laufenlassen, ließ sich allmählich eine Wassersäule aufbauen. Das Wasser stieg, bis es Paul S. ungemütlich, sogar gefährlich wurde. Er stieg auf die Bordwand des Pontons und trat mir in die Seite. Das geht so nicht.

Niemand wollte eine Pumpe abziehen und mir zur Verfügung stellen, jetzt muss es so gehen. Wieder Tritte in die Seite. Das geht nicht. Ich sage: Das geht. Er tritt weiter. Ich wiederhole das Kuppelmanöver 2 – 3-mal und dann läuft das Wasser. In solcher Situation ist schon genug Anspannung. Für Paul S. scheinbar nicht. Er muss es auf die Spitze treiben. Nichts desto trotz. Der Erfolg brachte mir Anerkennung.

Es fehlen LKW-Fahrer. Für das nächste Jahr bringt Dieter mir im Fundo, auf dem Landgut der **SBED** das Fahren bei. Zum Einsatz kommen 310 PS Magirus Deutz LKWs mit einem Kipperaufbau für 10 Kubikmeter. Rückwärts nach Spiegel fahren und das schalten der Gänge mit unsynchronisiertem Getriebe sind die hauptsächlichen Übungen. Um die Fahrpraxis zu verbessern, schickt er mich nach Bulnes zur Steinbrechanlage. Bei der

Steinbrechanlage gibt es keine fahr-technischen Probleme. Der Untergrund ist fest. An der Siebanlage unter den Trichter fahren und auf den verschiedenen Stocks abkippen.

Alles OK.

Es geht wieder ins Gold. Ich bin im Vorkommando. Mit Werner zusammen übernehme ich abwechselnd das Kochen. Manfred und Willi bereiten den Zeltplatz vor. Manfred fährt den Knicklenker DJB mit Mulde für 15 m<sup>3</sup>. Er kippt das Material in das ausgebaggerte Stück des Vorjahres, das jetzt ein großer See ist. Rückwärts fährt er an die Kante und kippt ab. Das Material stürzt 20 m in die Tiefe. Willi und Horst schicken mich zu Manfred zum Einweisen, weil das Anfahren an die Kante zu gefährlich ist. Manfred winkt ab, nicht nötig, das kann er alleine besser. Ich gehe unverrichteter Dinge, berichte es Willi und Horst. Es gefällt ihnen nicht, sie ziehen bedenklich eine krause Stirn aber akzeptieren es. Nach 2 Stunden kommt Willi zu uns gerannt. Auf seiner Stirn stehen dicke Schweißperlen.

Manfred ist mit dem beladenen DJB in die Tiefe gestürzt, 20m senkrecht runter ins Wasser. Der Kipper liegt seitlich, die Kabine steht aufrecht. Die Luftklappe oben im Dach befindet sich 50 cm unter Wasser. Manfred hatte zu weit zurückgesetzt, die Bremsen hielten nicht mehr. Bei derartigen Unfällen geht alles rasend schnell, und doch nimmt man die Sekunden wahr wie eine Ewigkeit. Manfred nimmt wahr, das er fliegt. Ist das sein Ende? Sind das die letzten Sekunden, die er noch zu leben hat? Er schreit. Kein Mensch weit und breit. Wozu auch, helfen kann ihm niemand. Er schreit aus allen Kräften zu Gott. „Hilf mir Herr, steh mir bei, fange Du mich auf, Nimm mich in Deine Arme.“ Was schreit man alles auf solch einem Sturz? Dann der Aufprall. Die Kabine füllt sich mit Wasser. Die Luft wird knapp. Er zwingt sich durch die Dachluke. Eine kleine Luke. Viel zu klein, dass ein erwachsener, menschlicher Körper hindurchpasst. Und doch, sein Körper ist plötzlich so elastisch, dass er es schafft, an die Oberfläche zu gelangen. Gott hat sein Schreien gehört. Gott hat ihn aufgefangen, ihn in Seine Arme genommen. Er lebt. Nur Prellungen trägt er davon. Wir alle, die wir im Vorkommando sind, versammeln uns, gehen auf die Knie, und danken Gott.

Dann machen wir uns an die Arbeit, den LKW zu bergen. Am Abend haben wir es geschafft. Es ist Heiligabend, der LKW steht wieder auf festem Boden. Er ist unser Weihnachtsgeschenk. Auch die Expeditionen der Goldsuche gingen zu Ende.

Die SBED ist verschuldet. Mit dem Maschinenpark, der mit dem gefundenen Gold beschafft wurde, beteiligen wir uns am Bau des Elektrizitätswerkes Colbun. Als Subunternehmen beteiligen wir uns nacheinander an allen drei Großfirmen. Zuerst arbeiten wir bei der Firma **Inela y Huarte** am Wasserrückführungs kanal. Danach arbeiten wir bei der Firma **CCI** am zweiten, kleineren Stauwerk Machicura. Bei diesem Bau wird das Wasser des großen Stauwerkes ein zweites Mal genutzt. Zuletzt beschäftigt uns **Gordo Atkinson**. Diese Firma hat einen Nebendamm nicht tief genug gegründet, sodass

Wasser infiltriert und das Hinterland gefährdet ist, dass es wegschwemmt. In diesem Gebiet füllen wir Hektar-weise Kies auf, um den Boden zu beschweren. Schichtarbeit, alle 8 Stunden Wechsel. Das Sonderbare für mich bei diesem Einsatz ist, einige von uns haben gar keinen Führerschein. Bis heute verstehe ich nicht, wie das möglich war. Nach Schichtende lernen wir mit Hochdruck für die Prüfung. Das ist gar nicht so leicht. Müde von der Arbeit schläft man ein, das Buch fällt auf die Erde. Egal, es kommt ein neuer Tag, der stetige Rhythmus. Die Firma CCI, hatte den Wasserzuführungs-Tunnel und den Druckausgleichskamin betoniert. Sie hatten sehr viel Schalung transportiert, und alles über die Straßen, die wir jetzt befahren mussten. Es lagen viele krumme Nägel im Schotter, die immer wieder zum Vorschein kamen, wenn der Straßenhobel die Straßen glatt schob.

Auf diesen Straßen hatten wir jeder an seinem LKW jeden Tag einen platten Reifen. Manchmal waren es auch zwei. Die LKWs hatten Zwölfer Reifen und das Ersatzrad lag auf dem Chassis unter dem Kipperkasten. Den Reifenwechsel erledigte jeder Fahrer bei seinem LKW selbst. Das war nicht einfach, bei vollem Kipper das Ersatzrad raus zu bekommen. Der Kipper durfte nicht zu hoch angehoben werden, weil sonst die Rückbracke öffnete und das Material auf die Straße viel. Es war sehr anstrengend das Ersatzrad unter diesen Bedingungen hervor zu bekommen. Noch schwerer aber war es, das kaputte Rad wieder unter den Kipperaufbau zu platzieren. Wir waren in den Dreißigern, gut bei Kräften und schafften es. Dieter musste die Reifen reparieren. Arbeit ohne Ende, und Zeitverlust. Zeit ist Geld. Es wurden neue Reifen gekauft. Zum Aufatmen, die Pannen hörten sofort damit auf. Irgendwie haben wir es geschafft?? Die Prüfung bestanden, unfallfrei das Projekt

beendet, eine Menge dazu gelernt und wir haben soviel verdient, dass alle Schulden beglichen werden konnten.

Wieder zu Hause wurde ich gefragt, ob ich nicht in der Metzgerei anfangen wolle. Sofort willigte ich ein. Das war das Sprungbrett, um von der Instandhaltung des Zaunes und der darin installierten Sicherheitsanlagen frei zu kommen. Unsere Schulklasse war immer noch für diesen Aufgabenbereich zuständig.

Es war längst klar, dass der Zaun nicht den Eindringlingen von außen galt, sondern denen, die von innen nach außen wollten. Da war ich froh, endlich einen nützlichen Beruf ergreifen zu können. Metzger wollte ich eigentlich nie werden. Alles lief provisorisch. Geschlachtet wurde im Betonwerk. Meist am späten Abend oder nachts. Die Fläche, die wir zum Schlachten brauchten, wurde freigeräumt und fertig war der Schlachtraum. Verarbeitet und produziert wurde in einem Küchenflügel. Erst nach und nach wurde der Bereich zur Metzgerei ausgebaut und ein Schlachthof erschaffen. Das Fleischgeschäft lohnte sich. In Bulnes hatten wir einen Restaurant-Betrieb, der sich nach und nach vergrößerte. In der besten Zeit standen sonntags 300 und mehr Fahrzeuge auf den Parkplätzen. Da war echt was los. Wer eben konnte half beim Kellnern.

Besser konnten die Geschäftsbedingungen nicht sein. Eigene Futtererzeugung, eigene Schweinezucht, eigener Metzgereibetrieb, eigener Verkauf ohne Zwischenhändler, eigenes Personal, an das keine Löhne gezahlt wurden. Das Geschäft boomte.

Jeden Mittag hatten wir Singen. Erst stimmen-weise, dann der ganze Chor. Nach dem Singen in Stimmen las Paul Schäfer aus dem schwarzen Buch vor und hielt eine Kurzpredigt. Es wurden Gebetsgruppen gebildet. Wer nicht an den Gebeten teil nahm, durfte nicht mitsingen. Der Betroffene musste hinter dem Chor sitzen.

Die Ausgeschlossenen saßen auf der sogenannten Katzenbank. Warum ging man nicht zu den Gebetskreisen? Allein zu Gott zu sprechen, zu beten, da hatte ich gute Erfahrungen gemacht. Öffentlich, vor vielen, geriet der eine oder andere in Stress. Die Stimme versagte, das hieß steckenbleiben. Da gab es keine Hilfestellung, kein liebevolles Erbarmen. Es hieß, mit dir stimmt es nicht, bring erst mal dein Leben in Ordnung. Die Stammgruppe dieser Gebetskreise sprach ein kräftiges, aus der Erfahrung stammendes, überzeugendes Gebet. Bei 365 Tagen im Jahr, kann nicht jedes Gebet neu sein. Es wird sich eine Form einbürgern und im gewissen Sinne immer wiederholen. Egal, ein kräftiges Amen bestätigt den Beter. Bleibt das Amen aus, dann entsteht Panik, dann stimmt es nicht mit dir.

Unverschämt finde ich, sich in den Gebetskreis zu setzen und Tonbandaufnahmen zu machen. Paul S. hat sich die Aufnahmen im Kreis eng Vertrauter vorspielen lassen. Dann haben sie darüber gelacht, die einzelnen lächerlich gemacht. Welche Anmaßung. Die Einzelnen haben mit Gott gesprochen, nur mit Gott.

Als ich 32 Jahre alt war, fragte ich Paul Schäfer, ob ich heiraten dürfte. Seine Antwort: „Trachte nach dem Reich Gottes, dann wird dir alles andere zufallen.“ Das war mein Gebetsanliegen. In den Gebetskreisen konnte man aber über solche Sorgen sein Herz nicht ausschütten. Für Paul Schäfer beten, dass er bewahrt würde, dass Gott ihn führen möchte, durch ihn wirken, solche Gebete hörte man gern. Das konnte ich nicht. Die Sorgen um eine Heirat, eine Hochzeit, standen im Vordergrund. Ist es da verwunderlich, dass ich steckenblieb und daher die Gebetskreise mied? Also drückte ich die Katzenbank. Viele, die mit mir die Katzenbank drückten, nahmen gehorsam ihren Platz, während stimmenweise geübt wurde ein. Ich zog mich währenddessen in mein Zimmer zurück und las in Klaus` Bibel. Selbst durfte ich keine Bibel haben, Klaus war eine Altersgruppe höher und hatte eine. Eigentlich war es ihnen verboten, uns ihre Bibeln zur Verfügung zu stellen. Klaus duldete es. Ich las heimlich, wollte nicht, dass er mitbekommt, dass ich in seiner Bibel lese. Er bemerkte es immer, wenn ich an der Bibel war. Er stellte sie jedes Mal mit dem Regalbrett bündig. Darauf habe ich nie geachtet.

Andere hatten ein schlechtes Gewissen, wenn sie in eines Anderen Bibel lasen. Das beichteten sie dann Paul S., schon aus Angst, dass sie im nächsten Gebetskreis stecken bleiben. Das System hat funktioniert, das war Kontrolle. Paul S. kannte seine Schäfchen ganz genau.

Ich hatte kein schlechtes Gewissen. Ich hatte erkannt, dass Paul S. Verbot ein Aufsatz der Ältesten war. Also las ich fast täglich. Ich suchte, was über die Ehe geschrieben steht und lernte es auswendig. Warum heiraten? Es war nicht zu übersehen, dass keine Kinder unter den Erwachsenen waren. Alle Kinder waren erwachsen geworden.

Inzwischen fehlten zwei Generationen. Was soll werden aus der Lebensgemeinschaft der Bewohner von Villa Baviera? Villa Baviera war der neue Name der Sociedad Benefactora y Educacional Dignidad.

1990, Unter der Regierung von Patricio Aylvin wurde der SBED der Status der „Juristischen Person“ entzogen. Mit einem 18 tägigen Hungerstreik kämpften wir dagegen an. Es half nicht, der richterliche Beschluss blieb in Kraft. 18 Tage nichts essen und weiterhin die tägliche Arbeit verrichten ist ziemlich hart. Besonders die ersten Tage, nachher gewöhnt man sich dran. Du spürst Schwäche, aber du hältst durch. Gewohnheiten aufgeben, sich um 180° drehen und in die andere

Richtung marschieren. Sollte das richtig sein? Konnte Paul Schäfer falsch liegen, hatte er sich je geirrt?

Wir schreien gemeinsam zu Gott. Und Gott hilft. Auf seine Weise, nicht unbedingt wie wir Menschen es erwarten, erhoffen. Als das Volk Israel aus Ägypten durch die Wüste in ihre Freiheit geführt wurde, das war harte Zeit, Entbehrung. Murrten sie nicht über Mose und sagten, wären wir doch in Ägypten geblieben.

Paul Schäfer war krank, sehr krank. Er war pädophil, ein Knabenschänder. Und niemand will es je bemerkt haben. Oder waren die Augen seiner Schafe gehalten, von denen er der Hirte war. Steht nicht geschrieben: „Tuet solche von euch selbst hinaus.“ Es tut niemand.

Durften wir deshalb die Bibel nicht lesen, weil wir erkennen könnten wer Paul Schäfer ist? Lange versuchte ich ein Gespräch mit Paul Schäfer zu bekommen Es war nicht möglich. Er hatte ein Büro, das fast nie benutzt wurde. An mehreren Orten hatte er Einrichtungen, die nur ihm vorbehalten waren. Er hielt sich für den Seelsorger, der für alle zuständig sein wollte. Ging man auf ihn zu, dann schien er zu ahnen, was man wollte. Er schickte einen hemmungslos unter den verschiedensten Vorwänden weg. Du stinkst nach Schweiß, geh dich erst mal waschen. Oder er drückte einem etwas in die Hand und sagte, bring das mal ins Büro. Wenn man dann wiederkam, war er weg. Ich fand einen anderen Weg. Ich schrieb auf, was ich zu sagen hatte, ohne das Schreiben zu datieren. Nach langer Zeit ergab sich dann doch eine Möglichkeit. Er nahm den Zettel nicht an. Ich las vor. Mich quälten Gedanken gegen dich, du würdest dich nicht um uns kümmern, du würdest uns zu Grunde richten. Zwischenfrage: Was sind das für Gedanken? Ich gebe keine Antwort, schweige. Dann lese ich weiter. Es waren immer Kindergruppen, sie sind inzwischen alle erwachsen geworden. Die Gruppe der Klettermaxen, die Moritze, die Heilsarmee, die Mittleren Knappen, die Großen Knappen. Was wird aus uns.

Ein gefährliches Spiel, sich mit Paul Schäfer so anzulegen. Mein Schutzschild, das Schreiben hüllt sich in die Aussage: mich quälten Gedanken. Hat das nicht den Anstrich einer Beichte oder wie man es in unseren Kreisen nannte: Den Teufel blamieren?

Zum Angriff gehe ich erst beim nächsten Treffen über, wenn ich den Fuß in der Tür habe. Ich lese weiter. Auf die Frage, ob ich heiraten darf, antwortetest du: Trachte nach dem Reich Gottes, dann wird euch alles andere zufallen. Das steht geschrieben über die Kleidung, über die Ernährung, nicht aber über die Ehe. Über die Ehe sind viele andere Stellen geschrieben: Der Priester in der Wüste Midian gab seine Tochter Zipora Mose zur Ehefrau. Esau nahm sich aus dem Stamm der Kanaaniter zwei Frauen. Der Pharao gab Josef seine Tochter. Deshalb bitte ich, dass du mir eine Ehefrau gibst,

oder dass du mir erlaubst, eine Frau zu nehmen. Minuten Schweigen. Dann brüllt er so laut er es vermag: Bin ich denn ein Dämon? Ich schweige. Das ist zum Erschrecken, wenn ein Mensch derart ausrastet und solch einen Schreianfall bekommt. Dann frage ich, darf ich ein Mädchen ansprechen. Wieder Schweigen, dann die Bedingung: „Sage mir erst, was du davon hältst, ob ich ein Dämon bin“. Damit ist das Gespräch zu Ende und ich gehe. Was soll ich dazu sagen? Was würdest du dazu sagen?

Mir ist ein Silberlöwe, ein Puma anvertraut, weil im Metzgereibetrieb immer Fleischabfälle anfallen. Da flüchte ich hin, zum Gehege meines Pumas, wenn ich Gott mein Herz ausschütete. Ich sage ihm: Herr, Du hast geboten, seit fruchtbar und mehret euch. Warum stellt Paul sich so gegen Dein Gebot, warum stellt er sich so massiv gegen uns. Was soll ich ihm antworten? Sage Du es mir. Auf dem Rückweg ertappe ich mich, dass ich wiederholt vor mir hersage: Wer weiß wie oft er fehle, wer weiß, wie oft er fehle. Meine Augen erheben sich zum Himmel: Herr, was bedeutet das? Wie eine innere Stimme nehme ich die Antwort war: Hast du mich nicht gefragt?

Auf einen Zettel schreibe ich: Du wolltest wissen was ich davon halte, ob du ein Dämon bist. Die Antwort: „Wer weiß, wie oft er fehle.“ Dann schreibe ich weiter: „Wo bittet ein Sohn seinen Vater um ein Stück Brot, dass er ihm einen Stein biete, oder um ein Ei, dass er ihm einen Skorpion biete. Ist es nicht so, wo ich dich um eine Ehefrau bitte, dass du mir einen Strick um den Hals legst? Wer seine Missetat leugnet, dem wird es nicht gelingen; wer sie aber bekennt und lässt, der wird Barmherzigkeit erlangen“.

Bevor ich dieses Schreiben Paul Schäfer abgebe, lerne ich ein Gebet auswendig. Das Schreiben ist ein harter Angriff und ich rechne mit Allem. Ich habe gehört und auch das Verhalten verschiedener Personen beobachtet, die mit beruhigenden Mitteln gespritzt wurden und denen man sehr starke Medikamente verabreicht hat. Falls man über mich herfallen wird, schlagen und spritzen und ins Krankenhaus bringen will. „Herr, bin ich auf falschem Wege und ist mein Tun Unrecht vor Deinem Angesicht, dann sollen sie mich hinaustragen, wie Ananias und Saphira hinausgetragen wurden. Ist es aber, dass ihr Handeln in Deinen Augen ein Gräuel ist, dann falle Du über sie her, und es widerfahre ihnen. Das will ich beten, wenn sie über mich herfallen.“

Ich gebe das Schreiben Paul Schäfer ab. Er steckt es ein. Abends, 22 Uhr 30, ich liege schon im Bett, klingelt das Telefon. Du kannst jetzt ins Klubzimmer kommen. Ich bete: „Ach Herr, lass mich in dieser schweren Stunde nicht allein. Mach mich stark, gib mir Kraft.“ Dann gehe ich rüber. Ich klopfe an, man sagt „Herein“, die Tür öffnet sich. Da sitzen sie im Kreis. Gerhard, Kurt, Walter, Gert, Erich, Hans-Jürgen, Alfred, Helmut und natürlich Paul Schäfer Er holt den Zettel aus der Tasche, gibt ihn Hans-Jürgen und sagt, vorlesen. Nach dem ersten Satz lässt Paul Schäfer unterbrechen und sagt:

„Dafür hast du rechts und links was in die Schnauze verdient! Weiterlesen.“ Nach dem nächsten Satz hört Hans-Jürgen von selbst auf. Entrüstung im Kreis. Unverschämte Frechheit. Helmut und Alfred schlagen mit rohen Fäusten auf mich ein, auch ins Genick, auf die Wirbelsäule. Ich sacke ins Sofa, überlege, soll ich das Gebet sprechen, entscheide mich für ein direktes Stoßgebet. „Herr, sei mir und ihnen gnädig“. Es ist eine Weile ganz still im Raum, dann richte ich mich auf. Paul Schäfer fragt mich: „Was meinst du damit, wer seine Missetat leugnet, dem wird es nicht gelingen? Das ist eine Herausforderung“. Die Antwort habe ich nicht vorher überlegt und kommt spontan. „Ich bin kein Dieb, Ich bin kein Mörder, ich bin kein Ehebrecher, ich bin kein Knabenschänder“. Dann bin ich still. Paul Schäfer bekommt einen roten Kopf und sagt: „Angreifen was?“ Alle die dabei waren, haben es gehört. Kein Kommentar, Schweigen. Jetzt bezieht sich Paul Schäfer auf mein Schreiben und will wissen, wie ich zu der Antwort gekommen bin auf die Frage, ob er ein Dämon sei. Ich schweige. Er sagt, wenn ich will, kann ich mich schriftlich dazu äußern. Die Auseinandersetzung ist damit für diesen Abend zu Ende.

Beim Verlassen des Raumes sagt er, wenn ihr unbedingt heiraten wollt, dann heiratet doch... Es ist wunderbar, Gottes Macht und Schutz zu erfahren.

Paul Schäfer wollte eigentlich nach Litral zur Steinbrechanlage fahren. Dort wurde neben dem Restaurant ein neues großes Gebäude errichtet. Mitunter sollte darin eine Kegelbahn installiert werden. Er fuhr nicht. Er wartete auf meine Antwort. Ich ließ ihn warten. Nach drei Tagen fragte er, hast du schon geschrieben? Nein, sagte ich, du hast gesagt, wenn du willst, kannst du es aufschreiben. Dann schrieb ich: Ich habe Gott um Antwort gebeten und wie ich von den Knien aufstand und nach Hause ging, sagte ich vor mich hin, „Wer weiß, wie oft er fehle“. Ich hatte keinen Zweifel, dass Gott geantwortet hatte.

Als Paul Schäfer gelesen hat, sieht er mich an und sagt: „So gehst du mit den Offenbarungen Gottes um“. Dann wiederholt er sich und verbesserte: „So gehst du mit den scheinbaren Offenbarungen Gottes um?“ Ich hatte keinen Zweifel, die erste Antwort galt.

Es geht auf Neujahr zu. Das Neujahrsfest ist immer eins der größten und schönsten Feste. Jeder, der veranlagt ist, bereitet etwas für einen Bühnenauftritt vor. Ich schreibe ein neues Gedicht.

### **Das vornehmste Gebot**

Gerechtigkeit erhöht ein Volk und  
schafft ein ruhiges Leben.

Wohl dem, der stets rechtschaffen ist, reicher  
Lohn ist ihm gegeben.

Weisheit ist ein wahrer Schatz.  
Kein Mensch kann ihn ermessen. Sie ist das edelste  
Geschenk, das nicht der Rost und nicht die Motten  
fressen.

Liebst du deinen Schöpfer, den  
aller Herren Herr, und liebst du  
deinen Nächsten wie dich selbst  
oder gar mehr.

Dann wirst du von dem Wasser trinken,  
das in das ewige Leben quillt, und in  
das Meer der Liebe sinken, dann ist  
das Gesetz erfüllt.

An großen Feiertagen machen wir mit der ganzen Gemeinde Fahrten ins Grüne. Für die Älteren stehen Busse zur Verfügung. Die Jüngeren steigen lieber auf die offenen Lastwagen. Da wird erzählt, da singen wir Lieder. Am Abend wird ein Lagerfeuer entzündet. Unter dem Sternenhimmel, die alten Volksliederklänge, einfach romantisch. Da gibt es Gelegenheit einen Blick rüber zu werfen zu einem hübschen Mädchen. Und dann geht es wieder nach Hause. Wird es für eine Begegnung Gelegenheit geben? An einem Arbeitstag gehe ich durch den Essraum. Dort steht die Truhe mit den Getränken. Ich will meinen Durst stillen. An der Truhe steht Sieglinde mit dem gleichen Begehren.

Ich ziehe mich kurz zurück und bete: „Herr, wenn es Dir recht ist, dass Sieglinde meine Frau wird, dann lass sie mich an der Truhe treffen, wenn ich zum Trinken gehe. Das soll mir zum Zeichen sein, dass Du mit mir bist. Mit klopfendem Herzen mache ich mich auf den Weg. Da steht sie, als ob sie auf mich gewartet hätte. Ich sage zu ihr: Wenn du mit mir sprechen möchtest, dann lass uns im alten Keller unter dem Kühlhaus treffen.

Wir trafen uns, wir weinten vor Freude. Natürlich wollte sie meine Frau werden. Lange hat sie sehnsüchtig auf den Tag gewartet, hat sie auf diese sie immer wieder beschäftigende Frage gewartet: „Willst du meine Frau werden“.

Ja, auch sie hatte gebetet: „Herr, wen Du mir schicken wirst, der soll mein Mann sein.“ Wir vereinbarten einen neuen Ort, neue Zeit für das nächste Treffen. Wir müssen vorsichtig sein. Niemand darf uns sehen, sonst wird man uns nachstellen, Schwierigkeiten machen, ein weiteres Treffen verhindern. Das nächste Treffen ist abends bei Dunkelheit auf dem Wäscheplatz. Sieglinde arbeitet im Hühnerstall. Unbemerkt huscht sie nach draußen. 20:00 Uhr war vereinbart. Ich blinke mit der Taschenlampe. Es klappt. Wir sprechen über den vergangenen Tag, was sich ereignet hat, was man hätte besser machen können. Nächstes Treffen morgen, gleiche Stelle, gleiche Zeit. Für mich sind die Treffen kein Problem, ich habe viel Freiheit. Sieglindes Gesicht strahlt. Die anderen Mädchen bemerken es. Neugierig fragen sie, was Sieglinde so freudig macht. Sie verrät es ihnen nicht. Das ist ihr Geheimnis. Sie hat jemanden gefunden, mit dem sie über ihre Probleme, ihre Alltagsorgen, ihre Konflikte sprechen kann. „Einer trage der anderen Last“. Ich helfe ihr Tragen, nehme ihr ihre Last ab. Das macht sie froh, das bringt ihre Augen zum Strahlen.

Wochen später treffen wir uns im Wirtschaftstrakt, in einem kleinen Abstellraum, einem Kellerraum, der zum Metzgereibetrieb gehört. Unbedacht stellt Sieglinde ihr Fahrrad gegen den Tiefkühlflügel, drüber liegen die Büroräume. Eine der Mädchen aus ihrer Gruppe entdeckt das Fahrrad. Mädchen, obwohl sie ausgewachsene Frauen sind. Es kommt ihr merkwürdig vor. Sie meldet Paul Schäfer was sie gesehen hat.

Paul Schäfer schickt eine ganze Gruppe Jungs los, die feststellen sollen, wo Sieglinde steckt. Während dessen sitzen wir im kleinen Keller und erzählen. Wir hören Schritte. Der Lichtschalter befindet sich außen. Von innen haben wir abgeschlossen. Ich drehe die Glühbirne los. Es rappelt an der Tür. Hallo, ist da jemand. Stille - - - Die Schritte gehen weiter, durch den ganzen Keller. Dann wird es leise. Wir lassen einige Minuten verstreichen, verabschieden uns, vereinbaren einen neuen Termin und ziehen uns jeder in sein Zimmer zurück. Nach 10 Minuten ruft Sieglinde mich an. Alles OK, ich liege im Bett. Auch ich liege im Bett und freue mich über die Dummheit unserer Verfolger. Nach ½ Stunde klingelt das Telefon erneut. Sieglinde ist außer sich. Anni hat mich zur Rede gestellt, wo ich gewesen sei. Ich soll mich bei Paul Schäfer melden, sagt sie. Kurz danach rappelt mein Telefon. Es klingelt nicht richtig. Das Telefonkabel für Paul Schäfer und das Kabel für mein Telefon laufen parallel. Wenn die jeweiligen zwei Adern nicht untereinander verdreht sind, gibt es Übertragungen. Ich höre das Gespräch mit, wie Anni Paul Schäfer berichtet, was sie aus Sieglinde herausgequetscht hat. Ich bin bestens informiert.

Ach Gott, sage ich, lass uns jetzt nicht allein. Kurz darauf knarrt die Treppe zu meinem Zimmer. Erwin erscheint und bestellt mich zu Paul Schäfer ins Gästehaus in die Küche. Dort empfangen mich

Paul Schäfer, Gerhard und Erwin. Sieglinde ist schon da. Frage: „Wo wart ihr.“ Antwort: „Im Keller.“ „Was habt ihr dort gemacht?“ „Gebetet!“ „Seit wann gibt’s denn so was?“ „Es steht geschrieben, worin sich zwei eins sind, was sie bitten werden, das wird ihnen geschehen“! Darauf Gerhard: „Dann könnt ihr auch um einen Mercedes Benz bitten.“ Paul Schäfer will wissen, wo die zitierte Bibelstelle steht. Ich sage es ihm. Er blättert in der Bibel. Wir dürfen uns zurückziehen. Beim nächsten Singen predigt Paul Schäfer über diese Bibelstelle. Keiner kann etwas damit anfangen, nur Sieglinde und ich. „Wenn ihr unbedingt heiraten wollt, dann heiratet doch.“, hatte Paul Schäfer gesagt. Das war intern gesagt, nicht offiziell. Man gestattet uns nicht, dass wir uns offen trafen. Es musste heimlich geschehen. Man stellte uns nach. Wir ließen uns nicht beirren. Wir trafen uns jeden Tag, heimlich. Einer der jungen Leute hatte es geschafft, aus Villa Baviera zu fliehen. Tom hatte einen chilenischen Freund. Sein Freund besaß ein Mobil-Telefon. Bei einer Versammlung mit der Nachbarschaft, außerhalb des eingezäunten Geländes der deutschen Kolonie, hatten die beiden sich abgesetzt. Sie überquerten den Fluss Perquilauquen, der im Sommer wenig Wasser führte, und riefen die Geheimpolizei an [gemeint ist wohl die Kriminalpolizei, Anm.: D.M.]. Die Geheimpolizei half ihnen. Tom und sein Freund flogen nach Deutschland. Tom hatte ein Funkgerät, Patronenhülsen und verschiedene andere Dinge mitgenommen. Und Tom hatte Paul Schäfer kennen gelernt, er wusste wer er war. Tom konnte gegen Paul Schäfer aussagen. Ihm wurde es heiß. Er tauchte unter. Nur einige wenige wussten, wo Paul Schäfer sich aufhielt. Aus dem Untergrund regierte er Villa Baviera weiter. In dieser Situation wagten wir nicht die verantwortlichen Herren zu fragen, ob wir heiraten können, ob wir zum Standesamt fahren dürfen. Ein ganzes Jahr verging, bis sich die Situation lockerte. Dann ging ich zu Rudi. Ich fragte ihn, ob er mir nicht helfen könne, die Hochzeit vorzubereiten und die Angelegenheit mit dem Standesamt zu klären. Rudi sagte zu. Es gab aber ein „aber“. Ein Schreiben sollte aufgesetzt werden, worin es hieß, wenn wir Kinder bekämen, diese unsere Kinder, der Gemeinde gehören sollten. Wenn wir das unterschreiben wollten, könnten wir heiraten. Eine harte Forderung. Ein ganzes Jahr lang dauerte es noch, bis dieses Schreiben uns vorgelegt wurde. Wir unterschrieben, in der Hoffnung, dass die Zeit Wunden heilt und dass im Prozess der Entwicklung der Dinge, dieses Schreiben ins Feuer wandert. Inzwischen waren wir beide, Sieglinde und ich, 46 Jahre alt. Mit Wolfgang und einem zweiten verlobten Paar fuhren wir zum Standesamt. Jetzt hatten wir es schwarz auf weiß, unsere Heiratsurkunde. Wir fuhren direkt weiter in die Flitterwochen nach Santiago, nach Reñaca. Das Ferienhaus wurde uns bezahlt und wir bekamen zusätzlich etwas Geld. Es war das erste Geld, das wir in die Hand bekamen.

Die Bewohner der Villa Baviera hatten eine Gemeinschaftskasse, ihre Mitglieder hatten kein Geld. Mit diesem ersten Geld kauften wir als erstes unsere Ringe und ließen sie direkt gravieren. Zum ersten Mal allein, ohne Begleitung außerhalb des Geländes von Villa Baviera. Wir genossen es. Jeden Tag machten wir ausgedehnte Spaziergänge. Oder wir trampelten. Ein Polizist in Zivil nahm uns mit nach Valparaíso. Ein netter Polizist. Er wusste sofort, wo wir her waren, offenbar sah man es uns an. Ein andermal nahm uns ein Offizier der Handelsmarine mit nach Viña del Mar. Wir hatten gute Gespräche. Auch er wusste, wo wir her waren. Wir waren verheiratet. Viel zu schnell verging die schöne Zeit. Auf dem Nachhauseweg fuhren wir in Litral, an der Steinbrechanlage vorbei. Dort gab es einen Olivenhain und dort stand ein Gästehaus.

Wir feierten mit einigen der Ältesten unsere Hochzeit. Es gab Hirschbraten, Gänsebraten, Rotkohl, Rosenkohl, Sekt und Wein. Da wurde nicht gespart. Der Abend blieb uns noch lange in Erinnerung. Nächsten Tag waren wir wieder im Fundo, auf dem Landgut von Villa Baviera. Sieglinde sollte am folgenden Tag direkt nach Litral fahren, um für das Personal und die Angestellten von der Steinbrechanlage zu kochen. Auf mich wartete die Metzgerei.

Was sollte das? Wir waren 46 und freuten uns auf Kinder. Alle drei Wochen fuhr ich nach Litral zum Restaurant zum Kellnern. Dann trafen wir uns. Aber die Zeit stimmte nie. Wir suchten nach einer Vertretung. Niemand erklärte sich bereit. Wir beschwerten uns. Nach einem halben Jahr sagte Hans Jürgen zu Sieglinde: Heute fährst du mit nach Hause und dann hilfst du in der Metzgerei. Das war ein Sprung vorwärts, nun waren wir täglich in einem Betrieb und konnten unsere Zeit einteilen und planen. Inzwischen hatten mehrere junge Leute geheiratet. Alle wurden bei ING krankenversichert, nur wir nicht. Uns versicherte man bei Fonasa. Das hatte die Frau Doktor so entschieden. Es hieß: Die Sieglinde ist schon zu alt, da ist nichts mehr zu erwarten. Als nach Monaten Sieglindes Körper sich veränderte, sagte eine der Damen zu ihr: Das ist gefährlich für dich, wenn du jetzt noch ein Kind bekommst, es kann sein, dass du das nicht überlebst. Eine andere sagte, bei deinem Alter kann es sein, dass das Kind ein Krüppel wird. Diese Leute waren fromm bis unter die Haarwurzeln, aber Gottvertrauen hatten sie nicht. Wir vertrauten Gott und unser Kind wurde ein gesundes und schönes Kind. Unser Junge war so schön, dass eine der Damen sagte: Euer Kind ist das schönste von allen.

Das Schreiben, dass unsere Kinder der Gemeinde gehören sollten, wurde später verbrannt. Das Leben in Villa Baviera nahm seinen gewohnten Lauf.

Allem Anschein nach übte Paul Schäfer vom Ausland her seinen Einfluss aus. Ein großes Polizeiaufgebot suchte über 40 Tage lang systematisch das ganze Gelände von Villa Baviera ab. Eines

ihrer ersten Einsätze war das außer Funktion Setzen der Sicherheitsanlagen. Sie rissen die Geräte aus den Zaunpfählen, trennten Kabel, deinstallierten Lichtschranken. Schwer bewaffnet übernahmen sie die Herrschaft über unser Territorium. Anfangs lehnten wir uns gegen ihr Vorgehen auf. Wir achteten sie als unsere Feinde. Waren sie nicht unsere Befreier? Halfen sie uns nicht, das Joch einer entarteten Lebensform abzuschütteln.

Das zu erkennen waren viele zu blind. Die Frömmigkeit hatte den meisten die Augen verschleiert. Wahrhaft heilige Menschen verlieren ihr Augenlicht nicht. Mit diesem vom chilenischen Staat durchgeführten Einsatz waren die äußeren Mauern gefallen. Eine viel schwierigere Aufgabe ist es, die inneren Fesseln der einzelnen Personen zu zerreißen.

Im Jahr 2005 wurde Paul Schäfer in Argentinien verhaftet, nach Chile überführt und im Hochsicherheitsgefängnis verwahrt. In Villa Baviera brach allem Anschein nach die Anarchie aus. Für viele ist solche Situation unerträglicher als eine Diktatur. Plötzlich ist man nicht mehr Anordnungen verpflichtet, sondern muss Verantwortung übernehmen. Es wurde von einer Führungsschicht gesprochen. Von allein konnte ein Apparat, wie Villa Baviera es war, nicht funktionieren. Es kam zu Verhaftungen. Den einzelnen wurden Vergehen vorgeworfen, über deren Anklage ich nicht sicher bin, dass sie zutreffend ist. Besuchsfahrten wurden organisiert, um die Verhafteten im Gefängnis zu besuchen. Die Leute von Villa Baviera hatten die Überzeugung, dass die Inhaftierten zu Unrecht saßen.

Ich beteiligte mich aus Prinzip nicht an den Besuchen. Meine Überzeugung ist: Sitzen sie nicht im Gefängnis für ein Vergehen, für das sie angeklagt sind, dann haben sie sich mit Sicherheit an Mitgliedern von Villa Baviera vergangen. Daran sollen sie sich in der Haft erinnern. Bei stetigem Besuch und reger Betriebsamkeit wird niemand zerbrechen. Ich war nicht der einzige, der sich nicht an den Besuchen beteiligte. Wir bekamen es zu spüren. Man betrachtete uns als Außenseiter.

In einer Versammlung wollte man uns beibringen, wir sind alle schuld. Es gibt keine einzelnen Schuldigen. Sollten alle schuld sein, dann gibt es keine einzelnen Schuldigen. Die Mehrheit ließ sich diesen Stempel aufdrücken. Mit einigen wenigen wehrten wir uns dagegen. Da müsste man herauskristallisieren, welche Verschuldungen es gibt und wer an welcher Schuld teilhaftig ist. Niemand kann sich auswählen, in welche Familie er hineingeboren wird. Die Eltern bestimmen über die Kindheit ihrer Kinder. Die Eltern haben ihre Kinder Paul Schäfer überlassen. Paul Schäfer konnte mit den ihm überlassenen Kindern machen, was er wollte. Wem ist diese Schuld, falls es eine Schuld ist, zuzuordnen? Paul Schäfer wurde schon in Deutschland strafrechtlich wegen Kindesmissbrauchs verfolgt. Wer hatte ihm zur Flucht verholfen und wer hat seine Aufsichtspflicht versäumt, dass Paul

Schäfer nicht weiter Kinder missbrauchte. Wer hatte versäumt, die Kinder in Villa Baviera aufzuklären, was Knabenschändung ist und wer hatte diese Kinder davor bewahrt, missbraucht zu werden? Kommt Paul Schäfers Fluchthelfern nicht diese Aufgabe zu? Dürfen sie den inzwischen erwachsen gewordenen Kindern, die von Paul Schäfer missbraucht wurden, unterstellen, wir sind alle schuld?

Die Prügelstrafen, die mit Recht als Folter angesehen werden dürfen; hatten die Geschlagenen Schuld oder die Gründer der Privaten Sozialen Mission, die zur Sociedad Benefactora Educacional Dignidad wurde und zuletzt den Namen Familiengemeinschaft Villa Baviera trug? Hatten diese Gründer nicht die Pflicht, dafür zu sorgen, dass für die Bewohner von Villa Baviera ein menschenwürdiges Leben gewährleistet war? Wenn jeder sich an das Gebot hielte, „achte deinen Nächsten höher als dich selbst“ und wenn es den Egoismus auf dieser Welt nicht gäbe, dann wäre es schön in Villa Baviera zu leben. Dann könnte man dieses Land mit dem Paradies vergleichen. Es haftet aber Ungerechtigkeit und Unmoral an diesem Volk. Das Fehlen zweier Generationen; kann man das den Heranwachsenden zur Last legen oder sind es die Gründer der PSM, die keine Heirat unter den jungen Leuten zuließen?

Man sollte annehmen, dass mit der Verhaftung Paul Schäfers eine radikale Änderung in Villa Baviera stattfand. Keineswegs. Niemand wollte öffentlich Verantwortung übernehmen, damit man Niemandem eine Schuld zuordnen konnte. Es gab keinen Wendepunkt, keine Generalversammlung, in der man besprochen hätte, wie wollen wir mit unserer neuen Situation umgehen, wie soll unsere neue Zukunft aussehen. Wir schlidderten in die neue Zeit. Wir wurden nicht gefragt, wer die geistliche Führung übernehmen soll. Man schloss sich der Freien Volksmission Krefeld an. Wer nicht mitmachte, galt als Außenseiter.

Die deutsche Botschaft schickte einen Pastor. Unsere Gruppe war verhältnismäßig klein im Vergleich zu den Anhängern der Lehre Branhams. Wenn man es so nennen darf, kam es zum Glaubenskrieg. Es gab heftige Auseinandersetzungen.

Auf dem Papier existierten Arbeitsverträge, auf denen willkürliche Löhne festgelegt waren. Solange keine Löhne gezahlt wurden, schien das egal zu sein. Die große Umstellung trat ein, es wurden Löhne gezahlt. Es war ein ungerechtes Lohnverhältnis. Niemand änderte es. Die von Deutschland gezahlten Renten gingen zum ersten Mal direkt an die Rentenempfänger. In den Familien entstanden noch größere finanzielle Unterschiede. Was geschieht mit denen, die ihr Leben in die Familiengemeinschaft gesteckt haben und keine Rente beziehen? Ein Spannungsfeld, dem keine Beachtung geschenkt wird. Die Abwanderung beginnt. Als wir noch Kinder waren, bestimmten

unsere Eltern unseren Weg. Jetzt wollen wir unseren Weg selbst in die Zukunft bestimmen. Innerhalb der Firmen entstehen Spannungen.

Das Glaubensleben schafft Unterschiede, die Unterbringung der Kinder in Tagesstätten oder in der Schule wirft Fragen auf und schafft Nöte. Zu wenig Wohnraum für die neuen Familien bringt Probleme. Eine Familie in einem einzigen Zimmer und nur ein Bad für mehrere Familien, das geht nicht gut.

Durch die Abwanderung wird Platz. Die neuen Familien erhalten nach und nach zwei Zimmer. Seit Sieglinde und ich verheiratet sind, wechselten wir in Villa Baviera 5-mal die Wohnung. Einer achte den anderen höher als sich selbst. Wer hält sich daran? Ein Vorsatz, ein frommer Spruch? „Wer meine Gebote hat und hält, der ist es, der mich liebt“, hat Jesus gesagt. Wir bemühen uns nach seinen Geboten zu leben. Es gelingt nicht immer.

Wie oft bin ich schon gefallen. Ich stehe auf und gehe weiter vorwärts. Aus dem Zimmer nebenan wird beobachtet, wann Sieglinde zur Arbeit geht. Sie muss ihr Kind versorgen. Dass sie längst einen Teil ihrer Aufgaben vor Arbeitsbeginn erledigt hat, interessiert keinen, auch nicht, dass sie jeden Sonntag mehrere Stunden ihren Dienst ausführt. Von einem Arbeitskollegen hat Sieglinde gelernt, wie man Apfelwein herstellt. Ganz einfach, den frischen Most in eine Plastikflasche füllen und hinter den Kühlschrank warm stellen. Der Saft fängt an zu gären, in der Flasche entsteht Druck. Dieser Druck muss täglich abgelassen werden. Eines Tages vergisst Sieglinde, den Druck abzulassen. Mit lautem Knall platzt die Flasche. Ein völlig harmloses Geschehen, keine Verletzungsgefahr; nur das Aufnehmen der verteilten Flüssigkeit.

Die Bewohner von nebenan sprechen nicht Sieglinde und mich an, sondern bringen es öffentlich zur Sprache. Wir werden zur Rechenschaft gezogen. Wochen später hantiert mein Zimmernachbar an einer geladenen Pistole, die aus einer Reparaturwerkstatt zurückkam. Ein Schuss geht los, ein Loch in der Fensterscheibe bleibt noch lange sichtbar. Das hätte anders ausgehen können, nicht auszuschließen auch tödlich. Diese Tat wird verschwiegen. Sieglinde und ich melden den Vorfall nicht, das überlassen wir unserem Zimmernachbarn. Sind das nicht die kleinen Füchse, die den Weinberg verderben? Solche Umgangsart wollen wir nicht mehr mitmachen, das müssen wir uns nicht mehr antun.

Bei unserem letzten Umzug zogen wir in ein italienisches Einfamilienhaus, das außerhalb der Einzäunung lag. Auf weiter Fläche steht das Haus abgelegen und allein. Wir reparieren die Umzäunung, bauen an, legen ein 50 m langes Blumenbeet der Straße entlang an. Von der Baumschule bekomme ich einen Schlauch, in dem alle halbe Meter eine Düse eingesetzt ist. Das

Bewässern funktioniert automatisch. Die Blumen bekommen wir von der Gärtnerei geschenkt, weil der Gärtnereibetrieb umzieht. Ein neues Bild in der Landschaft. Passanten bleiben stehen und staunen. Um das Haus war alles schön geworden, aber im Haus stimmte es nicht. Man hatte uns nicht mitgeteilt, dass es in dem Haus spukt, und das bekamen wir jetzt zu hören. Lange stand das so genannte Weiße Haus, in dem wir jetzt wohnten, als Ruine da. Feuer hatte den Dachstuhl und alles, was aus Holz war, vernichtet. Eines Tages wurde die Ruine ausgebaut. Es entstand ein ansehnlicher Bau. Woher stammen die Geister, die in diesem Bau Wohnung genommen haben? Ich habe es nie erfahren. Mitten in der Nacht lautes Gepolter auf der Schlafzimmerdecke. Anfangs vermuten wir, dass Ratten den Lärm verursachen. Aber so ein heftiger Lärm? Wir sehen nach. Nichts ist zu finden. Wir legen Rattengift. Auch draußen auf dem Blechdach sind in gewissen Abständen harte Schläge zu hören. Es ist zum Erschrecken. Unwillkürlich schaudert man davor. Ich habe erfahren, dass es gefährlich ist, sich mit den Geistern einzulassen. Laut bete ich: Herr, Dir ist alle Macht gegeben im Himmel und auf Erden. Befreie Du uns von diesen Belästigungen. In der folgenden Nacht bleibt es still. Zwei, drei Mal lassen sie noch von sich hören. Ich wiederhole das Gebet. Dann bleibt es ruhig.

Mittlerweile sind schon so viele Familien abgewandert, dass unser Kind allein aus seiner Altersgruppe übrigbleibt. Sieglinde fährt mit Detlef nach Litral und wohnt dort mit ihm in einem Siedlungshaus. Weil wir inzwischen unsere Löhne ausgezahlt bekommen, müssen wir für zwei Wohnungen Miete zahlen. Werner wohnte schon vor uns in der Siedlung. Er hat einen Citroen Berlingo. Mit diesem Wagen bringt er jeden Morgen seinen Sohn Alex und Detlef zum Kindergarten nach Quillón.

Alle zwei Wochenenden kommt Sieglinde mit Detlef zum Fundo, um mit mir gemeinsame Zeit zu verbringen. Jede dritte Woche fahre ich nach Litral, um dort im Restaurant als Kellner zu helfen. Dann treffen wir uns in der Siedlung. Das ist keine schöne Lebensform. Wir überlegen und suchen nach einer Lösung.

In der Firma haben sich Spannungsherde aufgebaut. In Santiago soll eine Filiale eingerichtet werden. Die entstehenden Unkosten bedeuten für die kleine Firma PRODAL 1 000 000 Pesos Festkosten im Monat. In Chillán soll eine zweite Filiale in einem neu eröffnetem Supermarkt Lider eröffnet werden. Auch diese Filiale bedeutet für PRODAL 1 000 000 Pesos Festkosten. Beim Fleischlieferanten Super Pollo wird Prodal ein Kredit von 8 000 000 Pesos gestattet. Prodal befindet sich im Zahlungsverzug, das Limit des Kredites ist erreicht. Es gibt Lieferschwierigkeiten. Ich bin davon überzeugt, Prodal schafft es nicht, die Unkosten zu erwirtschaften, geschweige denn, den

Betrieb profitabel zu machen. Der Buchhalter hat mir versichert, dass die Metzgerei Profit bringt. Laut meiner Statistik erwirtschaftet die Metzgerei 2 000 000 Pesos Reinverdienst im Monat. Es muss also an der Bäckerei und an der Molkerei liegen. Die Firma Prodal ist mit 200 000 000 Pesos verschuldet.

Als gesetzlicher Vertreter der Firma Prodal kann ich das nicht verantworten. Wie kam ich zu dem firmenverantwortlichen, gesetzlichen Vertreter? Man kam auf mich zu, fragte ob ich die Stelle übernehmen könne, mit der Versicherung, dass ich keine Verantwortung der finanziellen Verpflichtungen übernehmen müsse. Die Verantwortung würde die Leitung der Familiengemeinschaft Villa Baviera tragen. Mit der Flucht Paul Schäfers und der Veränderung der gesamten Lage, viel mir plötzlich doch die Verantwortung zu. Das besiegelte meine Unterschrift auf dem Dokument. Ich lehne das Vorhaben ab. Die Filialen werden eingerichtet. Ich bekomme von den Beteiligten der Firma Prodal den Stempel Saboteur aufgedrückt. Wegen der 200 000 000 Pesos Schulden, die Prodal angehäuft hat, werden Bemühungen angestrebt, dass eine große Firma die kleine Firma übernimmt. An dem Tag, als die Firma Cerro Florido Prodal übernimmt, bin ich frei. Kein gesetzlicher Vertreter mehr, keine Verantwortung mehr. Übrigens hatte ich nie mit Geld zu tun. Die Zahlungen erledigte der Buchhalter.

Beim Vorlesen des Übergabeprotokolls verkünde ich, ich steige aus, ich werde Villa Baviera verlassen, ich werde Chile verlassen. Wir wollen endlich leben, nicht einer des anderen Feind sein. Nicht schon ein Toter unter den Lebendigen sein. Sieglinde ruft ihre Schwester Brigitte, die schon zwei Jahre in Deutschland ist, an und fragt: Würdest du uns helfen, wenn wir nach Deutschland kommen? „Wie kann ich da nein sagen“, antwortet Brigitte, „du bist meine Schwester“. Noch drei Monate bleiben wir in Chile, bereiten uns auf die Auswanderung vor, melden uns beim deutschen Konsul und bei der Kriminalpolizei ab, damit wir auf dem Flughafen keine Probleme bekommen. Wir fahren für 14 Tage 700 Km in den Süden und besuchen Bekannte. Wir entspannen, beginnen alles loszulassen, was uns in 45 Jahren lieb geworden ist. Die drei Monate sind schnell vergangen. Wir stehen in Santiago auf dem Flugplatz Pudahuel. Mit einem Airbus 340 der Fluglinie Swiss Air steigen wir in die Luft. 17 Stunden, dann sind wir in Deutschland. Brigitte holt uns vom Flugplatz Düsseldorf ab in ihre Wohnung. Von Düsseldorf nach Krefeld sind es 30 Minuten.

Wir staunen, eine neue Welt. Brigitte hat eine Festtafel gedeckt. Wir feiern den Anfang eines neuen Lebensabschnittes. Dann bringt sie uns in unsere neue Wohnung, die sie für uns gemietet hat. Es schlägt uns die Sprache, die Augen werden feucht. Damit hatten wir nicht gerechnet. Eine komplett eingerichtete Wohnung mit allem drum und dran. Selbst der Kühlschrank war mit

Lebensmitteln gefüllt. Aus der Villa Baviera, aus Chile, schallt es herüber und ich glaube nicht, dass es Gerüchte sind. Wer von uns gegangen ist, hat nie zu uns gehört, oder wenn die Verrückten weg sind, dann geht es aufwärts. Bei so viel Segen, der uns auf unserem neuen Weg widerfahren ist, sollten wir da zweifeln, dass Gott mit uns ist? Wir lassen uns nicht beirren. Freudig singen wir das Lied:

Nun aufwärts froh den Blick gewandt  
und vorwärts festen Schritt, wir gehen an  
unseres Meisters Hand, und unser Herr  
geht mit.

Brigitte begleitet uns die ersten Male zu den Ämtern, dann schaffen wir es allein. Wer vom Lande kommt, muss sich an das Stadtleben gewöhnen. Alte Bunker und hohe Kirchtürme dienen als Orientierung. Nach ein paar Wochen sind die Straßen und Wege vertraut. Mit dem Fahrrad ist man schneller als zu Fuß. Die öffentlichen Verkehrsmittel kosten Geld. Es ist die Rede davon, dass Russlanddeutsche für den Neubeginn in Deutschland 20000 DM vom deutschen Staat erhalten haben. Das bekommen wir nicht, obwohl wir das gleiche Schicksal tragen. Deutschland ist das sozial meist entwickelte Land. Wir erhalten Arbeitslosengeld II, Harz 4. Damit kann man leben.

Natürlich gibt es eine Reihe Einschränkungen und eine Menge Papierkram, aber es hilft die Zeit überbrücken, bis eine Arbeit gefunden ist. Nach 3 Monaten habe ich eine Festanstellung. Eigentlich waren wir immer deutsche Staatsbürger. Nun waren wir neugeborene Staatsbürger. Deutschland ist unser Vaterland. Freudig singe ich das Lied vor mich hin:

Vom Aufgang der  
Sonne bis zu ihrem  
Niedergang sei  
gepriesen der Name  
des Herrn, sei gepriesen  
der Name des Herrn.

(Transparenzhinweis: Dieser Text wurde von Dieter Maier und Meike Dreckmann-Nielen zur besseren Lesbarkeit geringfügig redigiert und mit Erklärungen versehen.)